



Sebenunddreissigster Jahrgang.

14. Heft.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Am Belt.

Roman

von

Gregor Samarow.

Zwölftes Kapitel.

Reges Leben herrschte früh schon am nächsten Morgen in Hagenberg.

Die Gäste rüsteten sich zur Abfahrt.

Der Baron Friedrich und Axel waren im Frühstückszimmer, um sich von den einzelnen je nachdem ihre Wagen vorführen, zu verabschieden; denn auch diejenigen, welche sonst vielleicht noch einen Tag in Hagenberg geblieben wären, brachen früh auf, da die Einladung der Schlossbewohner nach Glücksburg diese Rücksicht verlangte.

Der Baron ging selbst in die Remise, um die Wagen, Pferde und Geschirre für die Fahrt zu bestimmen, denn wenn auch der König Friedrich bei seinem Aufenthalt auf dem Schlosse Glücksburg eine Art von halbem Inognito beobachtete und die größte Einfachheit bewahrte, so hielt

es der Baron doch für eine Pflicht der Loyalität, am Hofe seines Lehnsherrn in einer auch äußerlich der Stellung des großen Vasallen würdigen Weise zu erscheinen.

Die Damen erschienen am Morgen gar nicht. Als die Gäste sämtlich abgefahren waren, zog sich jedermann zurück, um ein wenig auszuruhen und seine Toilette zu machen, und der Baron sendete seinen Kammerdiener zur Gräfin Stören und zu ihrer Tochter, um die Damen noch besonders bitten zu lassen, daß sie ja zur festgesetzten Stunde pünktlich zur Abfahrt bereit sein möchten.

Mit dem bestimmten Glockenschlage erschien denn auch die ganze Gesellschaft in dem Salon.

Der Baron trug die große Kammerherrnuniform; das Kreuz und der Stern des Kommandeurs vom Dannebrog glänzten auf seiner Brust.

Axel hatte die Paradeuniform seines Regiments angelegt, während Friedrich den einfachen schwarzen Gesellschaftsanzug trug, da er zu seines Vaters größtem Mißfallen sich vom Hofe fern gehalten und noch keine Gelegenheit geboten hatte, ihm eine Charge zu verleihen, zu welcher ihn sein Name nach des Vaters Meinung berechnete und verpflichtete.

Die Gräfin erinnerte in ihrer reichen Toilette von schwerer dunkelblauer Seide an jene vornehmen Damen

des ancien régime, welche imponirende Würde mit reizvoller Anmut zu vereinigen wußten, und als sie mit dem Baron in streng zeremonieller und doch dabei freundlich vertraulicher Weise ihren ersten Gruß austauschte, da hätte man bei dem Anblick der beiden Erscheinungen sich um mehrere Jahre zurückversetzt glauben können.

Die beiden jungen Mädchen trugen leichte helle Toilette, welche zwischen Promenaden- und Gesellschaftsanzug die Mitte hielt.

Agnes strahlte vor Glück beim Anblick ihres Verlobten, als sie ihn so schön, so glänzend und so ritterlich in seiner Uniform erblickte, in der sie ihn bei den Urlaubsbesuchen selten zu sehen Gelegenheit hatte.

Mathilde war von einer blendenden Schönheit, sie sah bleicher und zarter aus als gewöhnlich; ihre sonst so fest und herausfordernd blickenden Augen schienen wie mit einem leichten Schleier bedeckt, und als Friedrich zu ihr trat, um ihr mit artigem Morgengruß die Hand zu bieten, da hatte ihr fragend und vorwurfsvoll zu ihm aufgeschlagener Blick, ihr flüchtiges Erröthen und ihr halb verlegenes Lächeln einen so wunderbaren Reiz, daß er sich des Zaubers desselben nicht erwehren konnte und unwillkürlich ihre Hand wärmer drückte, als es den Gefinnungen entsprach, die er gegen sie zu hegen überzeugt war.



Krokodilfütterung in einer Menagerie in Vône (Algier). (S. 329.)

Die Wagen fuhren vor.

Eine geschlossene Kalesche nahm den Baron und die drei Damen und eine verdeckte Hinterkutsche die beiden anderen Herren auf.

Wagen und Gesährte waren von untadelhafter Eleganz. Zwei Jäger des Barons in ihren glänzendsten Livreen und wallenden Federbüschen begleiteten die Herrschaften. Friedrich und Axel fuhren voraus.

Beide hatten seit jenem Abend, an welchem eine so scharfe Meinungsverschiedenheit zwischen ihnen hervorgerufen war, fast gar nicht miteinander verkehrt, was durchaus nicht auffällig erschien, da Axel ja ohnehin stets mit Agnes beschäftigt war und mit seinem künftigen Schwager immer nur in dem Familienkreise oder in größeren Gesellschaften zusammentraf.

Als die beiden jungen Leute miteinander allein waren, trat zuerst eine gewisse Verlegenheit ein.

Axel überwand dieselbe, indem er in weltgewandter Sicherheit eine ziemlich allgemeine und inhaltslose Konversation über das Wetter, die gestrigen Jagdereignisse und den Besuch in Glücksburg begann. Bald aber erstarb das Gespräch, was auch freilich ganz natürlich ist, da zwei Personen, welche längere Zeit neben einander über Land fahren, ja unmöglich eine fortgesetzte Konversation unterhalten können, und beide saßen in ihre Mäntel gehüllt und in ihre Gedanken versunken in den Wagenesken, nur selten eine gelegentliche Bemerkung austauschend, welche keine Antwort verlangte.

Sie fuhren an dem einsamen Hause der Frau Hansen vorbei.

Friedrich blickte scheu hinüber.

Die weißen Vorhänge bewegten sich nicht, kein Schatten war an den Fenstern sichtbar.

„Was macht denn die alte Here,“ fragte Axel leicht hin, „bei der wir damals einkehrten? Es war eine große Thorheit,“ sagte er dann ernster, „daß die Mädchen damals die Zauberkünste des sonderbaren Weibes herausforderten und wir hätten das nicht leiden sollen. In jedem Menschen, wenn er noch so vernünftig ist, schlummert der Keim des Aberglaubens, und schon Macbeth wurde durch die tödlichen Prophezeiungen auf die verhängnisvollste Bahn des Verderbens getrieben und aus einem loyalen Ritter zum Mörder gemacht. Sie wollen nicht sagen, sprach er sinnend weiter, „was sie damals gehört haben, aber Agnes kommt mir seit jener Zeit träumerisch und besangen vor, und wenn von jenem Vorgange die Rede ist, so schrickt sie angstvoll zusammen. Auch Mathilde, die doch wahrlich sonst einen gesunden und kräftigen Geist hat, vermeidet jede Berührung jenes Gegenstandes und versinkt in finsternes Schweigen, wenn jemals das Gespräch darauf kommt. Wir hätten einen solchen Scherz nicht zulassen sollen,“ fuhr er fort, „denn zum Guten kann so etwas nie führen und man sollte dafür sorgen, daß solchen Weibern ihr gefährliches Handwerk gelegt werde, das, im Geheimen betrieben, großes Unheil anrichtet und den Frieden unter Freunden und Verwandten stört.“

Friedrich fuhr auf, seine Augen bligten drohend, eine heftige Antwort schien auf seinen Lippen zu schweben.

Axel, der in seine Wagnede zurückgelehnt dafah, bemerkte dies nicht und Friedrich unterdrückte seinen Unmut. Schweigend fuhren sie weiter.

Auch in der nachfolgenden Kalesche wurde das einsame Haus einen Augenblick Gegenstand des Gesprächs.

Die Gräfin beugte sich, wie zufällig hinausblickend, vor.

„Ein eigentümlich isoliertes Häuschen dort,“ sagte sie. „War es etwa dort, wo ihr im Sommer einmal Zuflucht vor dem Gewitter fandet, wie ihr mir erzählt habt und wo ihr die Bekanntschaft einer sonderbaren und geheimnisvollen Frau gemacht, welche in der Gegend für eine Here gehalten wird? Ich erinnere mich, daß Axel viel darüber gelaßt hat.“

Die beiden Mädchen antworteten nur durch ein schweigendes Kopfnicken.

Agnes schlug erschreckend und leise zitternd die Augen nieder.

Mathilde errötete und blickte drohend nach dem stillen Hause hinüber, um sich dann gleich wieder nach dem andern Wagenfenster zu wenden, während ein Lächeln voll Bitterkeit und Verachtung um ihre Lippen zuckte.

„Das Haus macht einen sonderbaren Eindruck,“ fuhr die Gräfin in unbefangenen Ton fort, „es scheint ein kleiner Bauernhof zu sein und doch hat es fast das Aussehen wie ein städtisches elegantes Haus. Wissen Sie nicht,“ fragte sie zu dem Baron gewendet, „wer die geheimnisvolle Unbekannte ist, welche dies von der Welt zurückgezogene Asyl aufgesucht hat? Vielleicht birgt sich dort ein Geheimnis — ein Roman.“

Der Baron beherrschte mit einer sicheren Willenskraft die Bewegung, welche einen Augenblick durch sein Gesicht zuckte.

„Unsere Zeit ist arm an Romantik,“ sagte er lächelnd, „und ich besitze nicht Phantasie genug, um sie in jenes Häuschen hineinzutragen. So viel ich gehört, wohnt dort eine Frau, welche wohl ein kleines Vermögen ererbt oder erarbeitet hat und sich in ihrem Alter ausruhen will.“

„So ganz allein,“ fragte die Gräfin, „ohne Angehörige und Gesellschaft? Das muß in der That tröstlos sein!“

„Sie hatte eine Tochter bei sich, so viel ich weiß,“

sagte der Baron, „und sie werden wohl ganz zufrieden sein; solche Leute,“ fügte er achselzuckend hinzu, „bedürfen ja so wenig für ihr Leben, sie sind zufrieden, ruhig und sorglos im Alter genießen zu können, was sie mühsam erarbeitet haben, und was uns unentbehrlich für den Genuß und den Wert des Lebens erscheint, vermissen sie kaum.“

„Mich würde es reizen,“ sagte die Gräfin, indem sie sich aus dem Fenster lehnd, noch einmal zurückblickte, „das Geheimnis jenes Hauses zu durchdringen; forschen Sie doch ein wenig nach, lieber Baron, das muß Ihnen ja leicht werden, zu erfahren, wer jene einsamen Frauen dort sind; vielleicht finden wir da doch den Faden irgend eines kleinen Romans, und ich muß gestehen, ich liebe es mehr, die Romane im Leben zu verfolgen als sie gedruckt zu lesen.“

„Ich werde es versuchen, Ihre Neugier zu befriedigen,“ sagte der Baron, „doch ich bin überzeugt, daß wir nichts finden werden, als die allertrivialeste Prosa, wenn wir nicht die Phantasie einer Schemerzade zu Hilfe nehmen.“

Er blickte auf seine Uhr, berechnete die noch übrige Zeit der Fahrt bis nach Glücksburg und lenkte das Gespräch auf den bevorstehenden Besuch.

Mathilde hatte während der Unterhaltung des Barons mit ihrer Mutter, ohne scheinbar auf dieselbe zu achten, zum Wagenfenster hinausgeblüht, sie hüllte sich fester in ihren Mantel, lehnte sich in die Kissen zurück und schloß die Augen wie in einer Anwandlung von Müdigkeit, welche nach der Unruhe des gestrigen Jagdtages ganz natürlich erschien.

Der Weg wendete sich vom Strande ab.

Man erblickte die Turmspitzen des Glücksburger Schlosses durch die schon fast entblätterten Kronen mächtiger Buchen und bald trat das im Stil des sechzehnten Jahrhunderts erbaute, so außerordentlich malerische Schloß hervor, wie eine Erinnerung vergangener Zeiten aus dem Spiegel des Schloßteiches hervorragend und bei jeder Wendung des Weges eine immer neue Ansicht in seinen Erkern und Türmen darbietend, obwohl die Natur schon fast erstarben war. Das Bild dieses gleichsam aus dem Wasser hervorgewachsenen Baues inmitten der mächtigen Bäume war von wunderbarer und großartiger Schönheit. Die Steinmassen spiegeln sich in der hellen Wasserfläche und die scharfen Strahlen der Herbstsonne vergoldeten die Fenster mit blendendem Glanz. Auf dem Hauptturm wehte, weit aufgerollt, im frischen Winde die Danebrogfahne und ringsum breitete sich jene fast feierliche Stille aus, welche die königlichen Wohnsitze zu umgeben pflegt und fast wie ein ringum verbreiteter Hauch der Majestät erscheint.

Die Equipagen fuhren an der Rampe des Schlosses vor. Der Hofmarschall des Königs, Herr von Loewenstjöld, ein hochgewachsener, eleganter Mann, erschien, als die Gesellschaft kaum ausgestiegen war und das Schloß betreten hatte, auf der Treppe, um im Namen des Königs dessen Gäste zu begrüßen.

Er schüttelte dem Baron herzlich, aber doch mit einer gewissen Ehrerbietung die Hand und bot dann der Gräfin den Arm, um sie zunächst in die für die Damen bestimmten Gemächer zu führen, wo denselben einen Augenblick Zeit gelassen wurde, um ihre Toilette in Ordnung zu bringen.

Die Herren warteten kurze Zeit in dem Dienstzimmer des Hofmarschalls, während dieser die Angekommenen dem Könige meldete.

Bald kamen die Damen und auch Herr von Loewenstjöld kehrte in kurzer Zeit zurück mit der Mitteilung, daß der König sogleich bereit sein werde, die Herrschaften zu empfangen. In einer Stunde sei das Diner befohlen, so daß die Gesellschaft noch zu bequemer Zeit nach Hagenberg zurückkehren könne, da Seine Majestät sich durch die anstrengenden Regierungsgeschäfte in der letzten Zeit ein wenig angegriffen fühle und früh die Ruhe suche.

Man begab sich in den großen Empfangssaal, welcher an die Privatgemächer des Königs stieß.

Hier fand man den Kammerherrn von Roumor, einen kleinen Herrn von etwa fünfzig Jahren mit einem bleichen, kränklichen Gesicht, der mehr das Aussehen eines Gelehrten, als eines Hofmanns hatte, und die Hofdame Fräulein von Lähnen, eine junge Dame in eleganter Haltung und feinen, angenehmen Gesichtszügen mit dunklen, lebhaften Augen, welche den Dienst bei der Gräfin Danner, der Gemahlin des Königs, hatte.

Auch nach der gegenseitigen Begrüßung fand jene leichte, flüchtige Unterhaltung statt, welche in halb gedämpftem Flüstern in den Vorzimmern geführt wird, wenn die allerhöchsten Herrschaften erwartet werden, und leicht und gleichgültig über die Gegenstände hingeleitet, da die Aufmerksamkeit immer dem nächsten Moment entgegen-eilte.

Herr von Roumor wendete sich zu Friedrich, während die übrigen Herren sich um den Hofmarschall gruppiert hatten, der stets die Thür nach den königlichen Gemächern im Auge hatte.

Der gelehrte und in allen Wissenschaften betwanderte Kammerherr fragte nach Göttingen, nach den Professoren dort und nach der Tour, welche Friedrich auf seinen Reisen genommen hatte.

Er zeigte große Kenntnis aller wissenschaftlichen Fragen, welche das Tagesinteresse in Anspruch nahmen, und Friedrich fühlte sich durch seine Unterhaltung in der Erinnerung an seine kaum verlossene Studien- und Reisezeit angenehm angeregt, nur befremdete es ihn, daß Herr von Roumor ausschließlich, und zwar ziemlich schlecht, dänisch sprach. Da auch Friedrich keine besondere Gewandtheit in dieser Sprache besaß, so sagte er nach einiger Zeit artig:

„Ich glaube, wir könnten uns die Unterhaltung erleichtern, wenn wir sie in unserer Muttersprache führten.“

„Ich spreche nicht deutsch,“ sagte Herr von Roumor kurz. „Aber,“ erwiderte Friedrich erstaunt, „Sie sind doch ein Deutscher von Geburt. Ihre Familie —“

„Meine Familie ist in der That — ich bin,“ fiel Herr von Roumor mit scharfer Betonung ein, „ein Unterthan meines Königs und Herzogs; die Deutschen sind unsere Feinde, und ich will nicht die Sprache eines Volkes reden, das uns Böses gethan und von neuem Böses zu thun vorhat.“

Friedrich sah den kleinen Herrn verwundert an, seine Stirn verfinsterte sich.

„Aber,“ sagte er, „die Deutschen wollen uns doch nur in unserem Rechte schätzen, weil wir zu ihnen gehören wie unser König und Herzog; unser Recht ist ja auch sein Recht, und wahrlich, wir achten die Rechte unserer Fürsten höher, als die Dänen es thun.“

„Das gilt gleich,“ antwortete Herr von Roumor kurz, „wir werden mit der Partei, die jetzt gegenwärtig in Kopenhagen herrscht und für die ich durchaus nicht eingenommen bin, schon fertig werden. Das ist eine häusliche Angelegenheit, in die sich der deutsche Bund nicht zu mischen hat, wir sind ja Jahrhunderte lang allein fertig geworden und werden dazu auch weiter im Stande sein, ohne daß wir der Belehrung und Einmischung dieser anmaßenden Versammlung in Frankfurt am Main bedürfen, der man hoffentlich recht bald gebührendermaßen die Wege weisen wird.“

Die Unterhaltung war lebhaft geworden. Herr von Loewenstjöld blickte mißbilligend hinüber. Der Baron machte eine Bewegung, um zu seinem Sohn und Herrn von Roumor heranzutreten.

Da öffnete der Kammerdiener die Thür zu den königlichen Gemächern.

Herr von Loewenstjöld eilte vor und blieb neben der Schwelle stehen.

Der König Friedrich VII. trat ein, am Arm seine Gemahlin, die Gräfin Danner.

Er war damals fünfundsünfzig Jahre alt, ziemlich hoch gewachsen, erschien aber kleiner, als er in der That war, durch die reiche Fülle seiner Gestalt und seine etwas schlaffe Haltung. Er trug einen weiten schwarzen Anzug, den Stern des Elefantensordens auf seiner Brust; sein Gang war ein wenig schleppend und sein starker Kopf mit den stark markierten, aber etwas schlaffen Gesichtszügen sah kurz auf den Schultern. Seine lebhaften Farben zeugten mehr von Blutsfülle als von frischer Gesundheit, ein Zug von gutmütiger Freundlichkeit umgab seinen Mund; auch seine hellen Augen blickten freundlich und heiter, doch lag in seinem ganzen Ausdruck eine gewisse Anlage zur leichten Erregbarkeit. Diese freundliche, wohlwollende Heiterkeit mußte durch kleine Veranlassungen zu heftigem Zornesausbruch gereizt werden können.

Die Gräfin Danner war aus niederem Stande und hatte ein wunderbar bewegtes Leben hinter sich. Nachdem sie nacheinander Puzmacherin und Ballettänzerin gewesen, war sie schließlich bis zur anerkannten morganatischen Gemahlin emporgestiegen. Sie zeigte in ihrer äußeren Erscheinung durchaus nichts, was auf ihre Vergangenheit hätte schließen lassen können. Ihre Gestalt war hoch und schlank, fast mager, aber von vornehmer, ruhiger Sicherheit in Haltung und Bewegung, ihr kluges Gesicht zeigte deutlich und unverhüllt die Spuren ihres Alters; ihre Züge waren nicht regelmäßig und ließen auf keine außerordentliche frühere Schönheit schließen, aber sie erregte das Interesse durch ein lebhaftes und geistvolles Mienenspiel. Sie war äußerst einfach und zeigte auf keine Weise die Annäherung und Ueberhebung, wie man sie häufig bei Personen findet, die aus dem Stande der Niedrigkeit zu den Höhen des Lebens emporgestiegen sind; man hätte sie nach ihrer äußeren Erscheinung vollkommen für eine Dame von vornehmer Geburt halten können.

Der König ging sogleich zu der Gräfin Stören hin, reichte ihr die Hand und begrüßte sie mit zärtlichen Worten. Während die Gräfin sich tief verneigte, hatte die Gräfin Danner den Arm ihres königlichen Gemahls losgelassen und war schnell seitwärts getreten, als wolle sie den Anschein vermeiden, daß das tiefe Kompliment der Gräfin Stören auch ihr gelte.

Als der König sich dann zu dem Baron wendete, begrüßte die Gräfin Danner die Gräfin Stören mit einer noch tieferen Verbeugung als diese soeben dem Könige gemacht hatte. Es war stets ihr Bestreben, durch eine außerordentliche Bescheidenheit und Zurückhaltung die vornehmen Damen zu entwerfnen. Die Gräfin reichte ihr dann auch die Hand und unterließ sich auf das liebenswürdigste mit ihr, wobei sie freilich in Ton und Haltung deutlich erkennen ließ, daß sie ihr nicht den Rang vor ihr, ja kaum neben ihr einräume.

Nachdem der König auch Mathilde Stören und Agnes kurz und besonders gnädig begrüßt hatte, wendete er wie fragend den Blick auf Friedrich.

„Ich bitte Eure Majestät um die Erlaubnis,“ sagte der Baron schnell, „Ihnen meinen Sohn vorzustellen, und spreche zugleich meinen ehrfurchtsvollsten Dank aus für Ihre gnädige Erlaubnis, dies heute thun zu dürfen. Mein Sohn erwartet den Beginn der hohen Saison, um Eurer Majestät in Kopenhagen seine ehrfurchtsvollste Huldigung darzubringen.“

„Nun,“ sagte der König, indem es wie ein leichter Vorwurf in seiner Stimme klang, „der Sohn eines so vortrefflichen und ausgezeichneten Edelmanns und treu bewährten Freundes wie der Baron Blomstedt ist mir zu jeder Zeit willkommen.“

„Sie haben in Göttingen studirt?“ fragte er, Friedrich mit scharf durchdringenden Blicken mustern.

„Zu Befehl, Majestät!“ antwortete dieser.

„Es sind sehr kluge, sehr gelehrte Professoren da,“ sagte der König, „ich kenne einige von ihnen; ich schätze die Gelehrsamkeit und pfusche ja den Herren Professoren ein wenig ins Gesicht. Aber,“ fuhr er fort, indem seine Stirn sich faltete und ein Zug von böhnischer Bitterkeit um seinen Mund zuckte, „die deutschen Herren Gelehrten zeigen zuweilen eine große Neigung, sich um Dinge zu kümmern, die sie, gerade heraus gesagt, nichts angehen. Die Professoren von dieser Gattung schaden der Politik und der Wissenschaft: sie verwirren die Politik und entziehen der Wissenschaft ihre Kraft. Jetzt kümmern sich, wie man mir erzählt hat, diese Herren auch um unsere Angelegenheiten; nun, die Herren Rechtsgelehrten in den Hörsälen und auch anderswo werden in mir ihren Mann finden!“

Der König schien eine zustimmende Antwort von Friedrich zu erwarten, dieser aber senkte schweigend den Blick, während eine flüchtige Röthe seine Wangen färbte.

„Nun, ich hoffe,“ fuhr der König, der Friedrichs Schweigen vielleicht dessen Befangenheit zuschreiben mochte, freundlich fort, „daß mein Volk in der Abwehr der feigen Einmischung fest zu mir stehen wird und daß alle Differenzen, welche meine Unterthanen in Dänemark und in den Herzogtümern von einander trennen mögen, den Drohungen des Auslandes gegenüber verschwinden werden.“

„Hurra!“ rief Axel halblaut, indem er mit der Hand an das Gefäß seines Degens schlug.

Der König nahm diese unwillkürliche Verletzung der Etikette gnädig auf, er nickte freudig lächelnd dem jungen Offizier zu und sagte dann, sich wieder zu Friedrich wendend, wohl in der Voraussetzung, daß dieser die Gesinnungen des Grafen Stören theile:

„Ich weiß es und bin stolz darauf, daß der Adel meiner Herzogtümer, insbesondere von Schleswig, trotz aller Professorenweisheit und trotz aller deutschen Lockungen treu zu dem Danebrog steht, unter dem sich meine Lande ruhmvoll vereinigen. Ich hoffe Sie also bald in Kopenhagen zu sehen, und damit der Sohn eines Edelmanns von so viel Wert und Loyalität wie der Baron von Blomstedt meinem Hof näher verbunden sei, ernenne ich Sie zu meinem Kammerherrn.“

Das Blut schoß in Friedrichs Gesicht. Auch diesmal fand er keine Worte und dankte nur durch eine tiefe Verneigung.

Der Baron sprach in lebhaften Worten seinen Dank für die königliche Gnade aus, indem er nicht ohne Selbstbewußtsein hervorhob, daß er dieselbe vorzugsweise seinem Hause erwiesen und von diesem nicht unverdient sei.

Auch das nahm der König, der sich in der vortrefflichsten Laune zu befinden schien, huldvoll auf. Er drückte dem Baron herzlich die Hand und sagte dann:

„Ich möchte nun die Damen und die Herren meiner Frau überlassen und die Stunde bis zum Diner mit meinem vortrefflichen Freund Blomstedt verplaudern. Es ist,“ fügte er ernstlich hinzu, „in einer Zeit wie die gegenwärtige ein Bedürfnis und eine doppelte Freude, die Meinung und den Rat erfahrener und treu ergebener Männer zu hören.“

Er legte seinen Arm in den des Barons und führte diesen, während alle sich tief verneigten, nach seinen Gemächern fort, deren Thür der Kammerdiener sogleich verschloß.

Die Gräfin Danner gab der Gräfin Stören, als sie die Gesellschaft zum Sitzen einlud, die rechte Seite, und während die Diener nach nordischer Sitte verschiedene Liqueure und kleine Tartins servierten, wußten die beiden Damen eine allgemeine heitere und immer neu anregende Unterhaltung im Flusse zu erhalten, während welcher Friedrich schweigend und unbemerkt blieb.

Dreizehntes Kapitel.

Der König hatte den Baron von Blomstedt durch einige Salons in sein ziemlich einfach ausgestattetes Cabinet geführt, das durch ein großes Fenster die prächtige Aussicht über den Teich nach der Buchenwaldung und einzelne Ausblicke über das Land hin gewährte.

Friedrich VII. ließ sich in einen breiten Lehnstuhl in der Nähe des Fensters nieder.

Der Baron nahm auf seinen Wink ihm gegenüber Platz und die Diener stellten auch hier eine Platte mit

einem kleinen Imbiss von pikanten Sachen und verschiedenen Liqueuren auf.

„Nun, mein lieber Blomstedt,“ sagte der König, als er mit dem Baron allein war, „was sagen Sie zu all den Dingen, die in der Welt vorgehen, was sagen Sie zu diesem neuen Versuch des deutschen Bundes, der wieder einmal aus seinem Schlaf aufgewacht ist, um Unfrieden in unser Vaterland zu säen und unsere kleine Monarchie auseinander zu reißen?“

„Nun, Majestät,“ sagte der Baron mit bitterem Lachen, „man wird, so hoffe ich, bald der Versammlung in Frankfurt ein Tränklein zusammenmischen, das sie zur Fortsetzung ihres sanften und friedlichen Schlafes veranlassen soll. Gott sei Dank, ist ja der Bund nicht allein in der Welt, und die europäischen Großmächte werden niemals die Zerstücklung Dänemarks dulden.“

„Das ist wahr, ganz wahr,“ sagte der König, indem er ein ganz kleines Gläschen voll schwedischen Punsch schlürfte, „ganz wahr, mein lieber Baron, und vielleicht hätte man gar keinen Grund, der Tragikomödie, welche man jetzt in Frankfurt in Scene setzen möchte, irgend welche Bedeutung beizulegen, aber,“ fuhr er dann fort, indem seine Stirn sich faltete, „man hat da in der neueren Zeit ein bisher unbekanntes Element in das Staatsrecht eingeführt, das ist die Selbstbestimmung der Völker. Der Kaiser Napoleon hat dies Prinzip auf seine Fahne geschrieben, vielleicht hat er recht, da er ja selbst dem suffrage universelle seine Krone verdankt. England hat jenem gefährlichen Grundsatze überall zugestimmt, und wir dürfen nicht vergessen, daß diese leidige Frage, welche schon im Jahr 1848 so viel Verwirrung stifte, dadurch noch verwickelter wird, daß ich keine direkten Erben habe und daß, wie die Professoren behaupten, das Erbrecht in Dänemark und in den Herzogtümern auseinander geht.“

„Wollte man alte Erbrechte gelten lassen,“ erwiderte der Baron lebhaft, „so würden die meisten der heutigen Staaten auseinanderfallen. Das Erbrecht der dänischen Gesamtmonarchie steht ja staatsrechtlich unantastbar fest durch die Bestimmungen des Londoner Protokolls von 1852, welches den Prinzen Christian zu Eurer Majestät Erben eingesetzt. Uebrigens liegt diese Seite der Frage ja, wenn Gott die Gebete aller treuen Unterthanen Eurer Majestät erhört, noch unendlich fern.“

„Gewiß,“ sagte der König lachend, „wünsche ich und hoffe ich auch noch recht lange zu leben, um den Staatsgelehrten die Sorge um meine Erbschaft zu ersparen, aber es liegt doch in diesem Punkte ein Element der Gärung, das man nicht im Vertrauen auf jene papierene Garantie des Londoner Protokolls außer acht lassen darf, der deutsche Bund hat jene Protokolle nie anerkannt.“

„Was liegt daran!“ sagte der Baron achselzuckend; „haben nicht Oesterreich und Preußen das Protokoll von London unterzeichnet, was ist und was vermag der deutsche Bund ohne seine beiden Großmächte? Sollen wir etwa die Armeen von Lichtenstein, Ruß und Lippe fürchten?“

„Das nicht,“ erwiderte der König lachend; „aber Oesterreich und Preußen haben eine ganz sonderbare Praxis dem Bunde gegenüber. Mein armer Vetter, der Kurfürst von Hessen, weiß davon ein Lied zu singen, indem sie eine Verfassung nach der andern ostreicht haben, um ihn dann wieder zur Aufhebung derselben zu zwingen. So gut wie die Höfe von Wien und Berlin zuweilen die Beschlüsse des durchlauchtigsten Bundes ignoriren, ebenso könnten sie auch einmal die Laune haben, ihre Großmachtsstellung dem Bunde unterzuordnen und sich einem Majestätsbeschuß von Ruß und Lippe in bereitwilligem Gehorsam zu unterwerfen. Denken Sie einmal an den Fall, daß eine neue, von irgendwo angeschürzte auführerische Bewegung in den Herzogtümern ausbricht, daß der Bund sich das Schiedsrichteramt anmaßt, daß Oesterreich und Preußen einem solchen Beschlusse ihre Macht zur Verfügung stellen und daß dann das suffrage universelle ausgespielt würde, in welche Verlegenheit würden England und Frankreich dann geraten.“

„Und,“ erwiderte der Baron, „das suffrage universelle ist eine zweischneidige Waffe, welche Frankreich und England wohl gebrauchen mögen, wo es ihr Vorteil verlangt, die sie aber gewiß niemals werden anwenden lassen, um gegen ihr Interesse dem deutschen Bunde die Schlüssel zur Nord- und Ostsee auszuliefern, und sollten Oesterreich und Preußen jemals diese zweischneidige Waffe berühren wollen, sollten sie Polen vergessen, Venedig und gar Ungarn.“

„Das ist freilich unwahrscheinlich,“ sagte der König, „aber mein Vertrauen ist in diesem Punkte nicht erschütterlich. Da ist der Herr von Bismarck in Berlin, das ist ein ganz anderer Mann als Schleinitz und Bernstorff, ein ganz anderer Mann als alle Diplomaten der alten Schule, welche immer die Pelze waschen wollen, ohne sich die Finger naß zu machen. Ich beobachte ihn genau und ich misstraue ihm.“

„Herr von Bismarck,“ sagte der Baron lächelnd, „der mit seinen eigenen Kammern nicht fertig wird, der das gesamte preussische Volk gegen sich hat und seine ganze Kraft aufbieten muß, um gegen die Kammern die Militärorganisation aufrecht zu halten?“

„Er wäre ein Thor,“ sagte der König, „wenn er dies thäte, ohne einen Hintergedanken zu haben; die neue Armees-

organisation wäre ein Sisyphusfelsen, der früher oder später zer splitternd auf ihn selbst zurückfallen müßte, wenn er nicht daran dächte, sein Werk eines Tages durch irgend eine plötzlich hervorbrechende glänzende That populär zu machen, und da er eben kein Thor ist, sondern ein kluger, sehr kluger Mann, so muß er einen solchen Hintergedanken haben. Es gibt aber nichts, was bei dem sogenannten deutschen Michel so populär wäre als ein Krieg um die meerrumschlungenen Herzogtümer, von denen die Deutschen in allen Bierstuben singen, und dieselbe preussische Armee, welche jetzt von aller Welt angegriffen wird, würde ebenso von aller Welt verherrlicht und bejubelt werden, wenn sie eines Tages gegen uns geführt würde. Wir dürfen uns darüber nicht täuschen, jene braven Deutschen lieben uns nicht, und wenn es gegen uns geht, würden sie plötzlich alle hinter ihrem Bunde stehen, den sie sonst nicht genug verspotten können. Der Herr von Bismarck aber ist ein Mann, dem ich zutraue, daß er sich mit dem Teufel selbst verbünden würde, wenn er dadurch seinen Zweck erreichen kann; er wäre ganz der Mann, auf einen Schmerzensschrei von der Elbe zu hören und auch die zweischneidige Waffe des suffrage universelle in die Hand zu nehmen, ohne sich selbst daran zu verlegen.“

„Aber, mein Gott, Majestät,“ rief der Baron, „Schleswig wenigstens geht doch den deutschen Bund gar nichts an, mit welchem Recht —“

„Was ging der italienische Schmerzensschrei den König von Sardinien an, welches Recht hatte er auf Neapel, als jene neue staatsrechtliche Lehre von der Selbstbestimmung der Völker? Vor der alten Diplomatie fürchte ich mich nicht, aber dieser Herr von Bismarck ist ein neuer, ein ganz neuer Mann und wird, wie ich gewiß bin, der Welt noch viel Ueberraschung bereiten und viele Rätsel aufgeben.“

Der Baron schüttelte ungläubig den Kopf.

Der König fuhr schnell fort:

„Deshalb, mein lieber Herr von Blomstedt, ist es besonders wichtig, vollkommen klar darüber zu sein, ob die auführerischen Lockungen, welche von Deutschland her nach unseren Herzogtümern herüberklingen, hier Gehör und Erfolg finden.“

„Nein, Majestät, nein,“ rief der Baron, „in Holstein mag das vielleicht hier oder dort möglich sein, in Schleswig nicht, das ganze Volk ist Eurer Majestät, seinem Herzog, treu ergeben.“

„Seien wir nicht zu vertrauensvoll,“ sagte der König, den Baron mit einem Wink der Hand unterbrechend, „das Jahr 1848 hat uns gelehrt, daß solches Vertrauen täuschen kann. Ihrer Discretion kann ich mittheilen, daß nach den Berichten meiner Polizei eine stille Bewegung das Land durchzieht, man hütet sich noch, offen hervorzutreten, aber überall sind heimliche Vereine gebildet, die Leiter derselben stehen mit den Führern der Bewegung in Deutschland in Verbindung und alles ist bereit, um in dem Moment, den man für günstig halten wird, eine Demonstration zu machen.“

„Und ich bin überzeugt,“ sagte der Baron, „daß Seine Majestät ebenso bereit sind, diese Demonstrationen rücksichtslos niederzuschlagen.“

„Ja bin es,“ erwiderte der König; „aber sehen Sie wohl, mein lieber Baron, das gerade ist es, was ich vermeiden möchte, das gerade ist es, was man in Deutschland vielleicht erwartet und was dem Berliner Hof die erwünschte Gelegenheit geben könnte, entweder einem Bundesbeschuß bereitwillig zu gehorchen oder, was ich noch mehr glaube, auch ohne den Bund ein Schiedsrichteramt in Anspruch zu nehmen.“

„Aber, Majestät, das wäre ein Gewaltakt, den Europa nicht dulden dürfte, nicht dulden würde!“ rief der Baron.

„Ein Gewaltakt?“ sagte der König. „Gewiß; aber sind denn nicht alle heute bestehenden Rechte ursprünglich Gewaltakte, sind nicht alle Verträge, auf denen unser Völkerrecht beruht, von der siegreichen Gewalt diktiert worden? Deshalb ist Vorsicht und Klugheit geboten, um es nicht zum Äußersten kommen zu lassen und womöglich den immerhin zweifelhaften Schutz der fremden Mächte entbehren zu können. Der Kaiser Napoleon begreift das vollkommen, er mahnt dringend, daß wir keinen Vorwand zu einer schiedsrichterlichen Intervention geben mögen, und er scheint mir wenig geneigt zu sein, sich für uns in einen Konflikt mit dem deutschen Bunde, noch weniger aber mit Preußen bringen zu lassen.“

„Aber was wäre zu thun,“ fragte der Baron, „um solchen Konflikt zu vermeiden, wenn Eure Majestät, was ich doch voraussetze, nicht nachgeben und nicht ohne Kampf alles verlieren wollen?“

„Man muß,“ sagte der König, „vor allem eine Bewegung im Volk selbst vermeiden oder, wenn sie dennoch entstehen sollte, sie durch eine stärkere Gegenbewegung unterdrücken, ohne daß die Regierung genötigt ist, zu Gewaltmitteln zu greifen. Sie sagten mir, daß die große Mehrzahl der Bevölkerung in Schleswig mir und der gesamten Monarchie treu ergeben ist und ich glaube, daß auch in Holstein gutgesinnte Elemente genug vorhanden sind, aber sie schweigen und sitzen still, während die Feinde unermüßlich wühlen. Sehen Sie, mein lieber Baron, da liegt für den Augenblick der Schwerpunkt, und



Die englische Revolution von 1688: König Wilhelm III. in Exeter. (S. 111.)

der größte Dienst, den mir meine Freunde leisten könnten, bestünde in diesem Augenblick darin, daß sie aus dem Volke selbst heraus eine Gegenbewegung anregen, daß sie die aufrührerischen Elemente im Schach halten, und wenn es zu einer Demonstration kommen sollte, diese ohne Polizei und Militärgewalt selbst niederschlagen. Auf diese Weise würde vor Deutschland und ganz Europa der Beweis geliefert, daß zu einer schiedsrichterlichen Intervention keine Veranlassung vorliegt und daß man es nicht mit der Unterdrückung eines Volkes, sondern nur mit dem vom Volke selbst zurückgewiesenen Intriguen einiger Unruhestifter zu thun hat. Das wäre der wesentlichste Dienst, den meine Freunde in dem Herzogtum mir leisten könnten, und da Sie sich zu meinen Freunden zählen, so habe ich Ihnen zunächst meine Gedanken aussprechen wollen."

"Und ich werde meine ganze Kraft und meinen Einfluß aufbieten, Majestät," rief der Baron, "um diesen weisen Gedanken zur That werden zu lassen. Es wird das nicht schwer halten, die treuen Freunde der Diener Eurer Majestät sind zahlreicher als Ihre Feinde, ich werde sie vereinigen und organisieren und, wie ich glaube, wird es nicht schwer sein, auch nach Holstein hin diese Organisation auszuweiten und wirksam zu machen. Freilich," fügte er hinzu, "würde das leichter, viel leichter sein, wenn es noch so stände wie in früheren Zeiten, wenn, verzeihen Eure Majestät meine Offenheit, nicht in Kopenhagen eine Partei das Ruder führte, von der der feinem Fürsten treu ergebene Adel der Herzogtümer für seine alten und wohl begründeten Rechte fast ebensoviel zu fürchten hat als von den äußeren Feinden; wenn es möglich wäre, daß Eure Majestät so weit wenigstens der in Kopenhagen übermächtigen Strömung gebieten würde, daß ein oder zwei Mitglieder des Adels der Herzogtümer in die Regierung eintreten — wir würden zu Kompromissen bereit sein und keine gewaltsame Aenderung verlangen — dann, Majestät, glaube ich überzeugt zu sein, daß die Gegenbewegung, die ich mit Ihnen für notwendig anerkenne, mit gewaltiger, siegreicher Macht jede aufrührerische Bewegung im Lande niederhalte und die ganze Bevölkerung der Herzogtümer mit ganz verschwindenden Ausnahmen Eurer Majestät zu kräftigstem Widerstand zuführen würde."

"Mein lieber Herr Baron," sagte der König feutzend, "es war wohl eine schönere und bessere Zeit, als der Adel meiner Herzogtümer noch auf den Stufen meines Thrones stand, aber mit Gewalt kann man jene Zeit nicht zurückführen, mit Gewalt kann man ein rollendes Rad nicht aufhalten, aber wenn Sie und Ihre Standesgenossen kräftig eingreifen in das öffentliche Leben, wenn Sie in dieser ernstlichen, kriegerischen Zeit sich schützend vor den Thron stellen und den Erfolg aufweisen können, den die herrschende Partei nicht zu erringen vermag, dann werden Sie ein Recht erlangen, einen maßgebenden und entscheidenden Platz in der Regierung wieder einzunehmen; wenn Sie durch die That beweisen, daß Sie der verhassten fremden Anmaßung ohne Rücksicht fest entgegenzutreten, dann wird auch das dänische Volk selbst sich Ihnen in dankbarer Neigung zuwenden, folgt doch der Volksneigung immer der Erfolg, wie der Erfolg der That folgt. Rufen Sie sich zur That, erringen Sie den Erfolg, und ich bin gewiß, das dänische Volk selbst wird den Platz in der Regierung, den Sie sich haben entreißen lassen, selbst für Sie wieder verlangen, und ich, des dürfen Sie gewiß sein, werde den Adel meiner Herzogtümer mit Freuden wieder an den Stufen meines Thrones begrüßen!"

"Eure Majestät sollen uns bei der That sehen," rief der Baron; "morgen schon soll das Werk beginnen, morgen will ich mit meinen Freunden sprechen und Sie alle zu unermüdlicher Regsamkeit anspornen."

"Ich wußte es," sagte der König, dem Baron die Hand reichend, "daß ich bei Ihnen vor allem Verständnis und freudige Bereitwilligkeit finden würde; jeder muß beginnen in seinem Kreise, im Kreise seiner Freunde und seiner Familie," fuhr er, den Baron scharf fixierend, fort, "auch in den besten und treuest gesinnten Familien leimt zuweilen die böse Saat, die jungen Leute bringen von den deutschen Universitäten die falschen Lehren mit nach Hause, die sie mit der leichten Empfänglichkeit der Jugend in sich aufgenommen haben, und so findet denn ein revolutionärer Ausbruch Halt und Unterstützung auch in den Kreisen, von denen man das am wenigsten erwarten sollte. Deshalb thut es vor allem not, daß ein jeder in seinem eigenen nächsten Kreise Umschau halte und mit Entschiedenheit die Saat des Unkrauts austreife, die dort etwa aufgegangen sein möchte."

Der Baron war bleich geworden bei den letzten Worten des Königs.

Er schloß einen Augenblick; dann rief er mit fester, voller Stimme:

"Ja, es ist so, Eure Majestät haben recht, habe ich doch selbst an meinem eigenen Sohn die Spuren des verderblichen Einflusses der deutschen Professorenweisheit wahrgenommen; ich fürchte, daß sein Geist schwankend am Scheidewege steht, aber ebenso bin ich auch gewiß, daß die Tradition seines Blutes ihn auf den rechten Weg führen wird."

"Nun," sagte der König mit liebenswürdigster Freundlichkeit, "bei Ihrem Sohn, Herr Baron, hat das nichts

zu sagen, auch die gesündeste Natur kann zuweilen von einem Fieberanfall ergriffen werden, aber sie schüttelt ihn dann schnell wieder ab, namentlich wenn ein so vortrefflicher Arzt wie Sie ihr zu Hilfe kommt; doch sehen Sie aus diesen Ihnen so naheliegenden Beispielen, wie nötig die Wachsamkeit und Thätigkeit auch in den Kreisen ist, welche man für ganz sicher und zuverlässig halten sollte, schweigende Zurückhaltung bessert das Uebel nicht, sobald die Treuen und Festen mit Gewalt öffentlich hervortreten, werden sie die Schwankenden mit sich ziehen und die bereits Verlorenen ausscheiden. Gehen Sie also ans Werk, immerhin werden wir Klarheit gewinnen, und verzeihen Sie nicht, daß das Staatsruder vor allem der Hand gehorcht, die es mit kühner Entschlossenheit ergreift und in der Brandung festzuhalten versteht."

Der Kammerdiener öffnete die Thür des Kabinetts.

"Ah," sagte der König, "unser Diner ist serviert. Ich habe Ihnen gesagt, was ich auf dem Herzen hatte, jetzt kein Wort weiter von dieser leidigen Politik. Wie ist es denn," fragte er, indem er seine Hand wieder auf den Arm des Barons legte, "man hat mir, wenn ich mich recht erinnere, vor einiger Zeit davon gesprochen, daß Sie Ihr Haus mit der vortrefflichen Familie Störren enger verbinden würden? Das würde mich herzlich freuen — ich nehme an allem, was Sie betrifft, aufrichtig Anteil — Sie wissen auch, wie hoch ich den Säbel Ihres Freundes Störren geschätzt habe, und ich glaube, daß die schöne Gräfin Mathilde es am besten verstehen würde, die graue Professorenweisheit aus dem Herzen Ihres Sohnes zu vertreiben und ihn mit ihrer zarten Hand auf den rechten Weg zu führen."

"Majestät," antwortete der Baron befangen und zögernd, "eine solche Verbindung war schon seit lange mein und meines Freundes Störren innigster Wunsch, sie würde mich glücklich machen und auch die Gräfin, doch weiß ich noch nicht, ob die beiden jungen Leute —"

"Ah so," fiel der König lachend ein, "sie sind noch im Studium des Schwärmens und Sehns, da kommt es wohl darauf an, daß der glimmende Funke etwas angeblasen wird, um ihn zur hellen Flamme auflodern zu lassen, denn sie können doch beide kaum Besseres finden und verlangen. Mathilde Störren ist die schönste und liebenswürdigste Dame im ganzen Lande, und Ihr Sohn — ich muß Ihnen ein Kompliment machen — hat sich vortrefflich entwickelt. Nun, wir wollen sehen, vielleicht kann ich da helfen."

Der Baron erschrak, aber ehe er eine Antwort fand, war bereits der Hofmarschall von Loewensfeld auf der Schwelle erschienen.

"Zu Tisch also, zu Tisch," sagte der König, "wir dürfen die Damen nicht warten lassen!"

Der Hofmarschall schritt voran und leicht auf den Arm des Barons gestützt, folgte ihm der König mit den ihm eigentümlichen, etwas schwerfälligen Schritten.

(Fortsetzung folgt.)

Die studentische Schlägermensur.

Von

Karl Heim.

(Alle Rechte vorbehalten.)



Das Duell ist gegenwärtig ein vielgeheißtes Wild; ein munteres Kesseltreiben ist gegen dasselbe im Gange; konservative Zeitungen wie liberale Reformburschenschaften haben sich zu seiner Verfolgung aufgemacht, und es wird ihnen, wenn sie die nötige Unerschrockenheit und Ausdauer besitzen, sicher gelingen, das abenteuervolle Ungeheuer zu erlegen. In der öffentlichen Meinung ist ja über das Duell längst der Staub gebrochen; wie sollte es auch einem vernünftigen denkenden Menschen entgehen, daß ein Duell zur Herstellung der verletzten Ehre nichts beitragen kann! Wohl muß es ein hochmütiger Jüngling oder Mann sein, welcher unerschrocken dem Tod ins Auge sieht und alles jezt an seine Ehre; manche von denen, welche kurzweg das Verdammungsurteil über ihn aussprechen, würden nicht an seine Stelle treten. Aber dennoch: seinen Zweck erfüllt das Duell nicht; welcher der beiden Gegner das Recht auf seiner Seite hat, ist nach dem Kampfe ebenso klar oder unklar als vor demselben; denn wer Mut zeigt, beweist damit noch lange nicht die Unverletzlichkeit seiner Ehre oder die Richtigkeit eines beleidigenden Vorwurfs, den er einem andern macht; es läßt sich kein notwendiger Zusammenhang zwischen beiden herausfinden. Das einzige greifbare Ergebnis, welches erreicht werden kann, ist, wenn's gut geht, die gründliche Züchtigung des Beleidigers; aber wie unsicher ist sie! Wie oft tritt das jammervolle Schauspiel uns vor Augen, daß der freche Beleidiger unverfehrt vom Platze geht, während der unschuldig Angegriffene blutend am Boden liegt! Ja, ein Schrei der Entrüstung geht jedesmal durchs Land, wenn wieder die Kunde von einem solch unglückseligen Kampfe sich verbreitet, und man muß sich nur wundern, daß dieses allgemeine Gefühl des Unwillens und der Empörung niemals in gewaltige Kundgebungen ausbricht; der donnernden Stimme des Volkswillens und der Volkserkennung mißt das einfältige verjährte Vorurteil, die eingewurzelte Unsitte weichen. Und nicht bloß Unsitte wollen wir sagen, sondern geradezu Unmoralität; das Duell ist nicht allein zwecklos, sondern auch im tiefsten Grunde unmoralisch. So mutig, so hochherzig der Jüngling sein mag, welcher seine Ehre höher achtet als das Leben, er ist auf bösem Irrwege; er verliert aus dem heiligsten Pflichten, die Pflichten gegen die Angehörigen, die

Pflichten gegen das Vaterland, die Pflichten gegen die Menschheit überhaupt; denn jenen soll er eine Stütze und Freude sein, diesen hat er keine volle Kraft unverkürzt zu widmen.

Mit dem eigentlichen Duell auf Leben und Tod darf nun aber nicht verwechselt werden die studentische Schlägermensur; jenes ist ein hochernster Kampf, diele ein ritterliches Spiel; allein unter diesem Gesichtspunkt kann die in den weitaus meisten Fällen ungefährliche und harmlose Schlägermensur aufgefaßt werden. Zwar gilt auch ihr der Krieg, welcher gegen das Duell entbrannt ist, und es wäre gerade kein Schade, wenn sie von den Universitäten verdrängt würde; denn es ist nicht zu verkennen, daß sie gerne ein regelrechtes Studium und eine höhere Geistesbildung in den Hintergrund drängt und daß sie somit nicht selten die Ursache einer besorgniserregenden Unwissenheit und geistigen Verrohung ist. Doch bietet sie auch eine andere, bessere Seite dar; wie könnte sie auf so viele junge, unverdorrene Juchsenherzen eine solche Anziehungskraft ausüben, wenn sie nicht etwas Ideales, Begeisterndes an sich hätte! Sie pflegt den romantisch-ritterlichen, mutigen Sinn, den wir an der Jugend so gerne sehen, und kommt diesem entgegen; darin liegt ihr gewisses Recht und ihr immer neuer Reiz. Von dieser Seite möchte nun der Verfasser die Schlägermensur einmal betrachten und durch eine möglichst anschauliche Schilderung derselben zeigen, wie viel sie des Ansehens, des Bezaubernden, des Romantischen und auch des Ernstigen enthält.

Schon beim ersten Schritt dieser Betrachtung — wenn wir nämlich sehen wollen, wie es zu dieser Art von Zweikampf kommt — sind wir aus der gewöhnlichen bürgerlichen und modernen Atmosphäre herausgetreten; homerische Helden und mittelalterliche Ritter sind uns vor die Augen gezaubert. Entweder fordern die einzelnen einander heraus, indem sie sich "sirenen" und "rempeln" oder wird von den "Fechtwarten" zweier Verbindungen eine Anzahl ebenbürtiger Paare bestimmt, welche miteinander zu schlagen haben. Ist auf solche Weise die "Contra-hage" glücklich zu Stande gekommen, so ist beim geübten "Schläger" die Freude vollkommen, während beim Fruchsen, der die Feuer-taufe erhalten soll, ein Gruseln mit unterläuft, wie es bei der Erwartung von etwas Neuem und Bedeutungsvollem über jeden Menschen zu kommen pflegt. Er entwickelt von nun ab auf dem Hauptboden eine fieberhafte Thätigkeit; teils hat er Selbstbeschäftigung und bearbeitet mit grimmigem Mut den hölzernen Mann, der als aller Feind und niemandes Freund aufgestellt ist, teils finden wir ihn in den Händen des "Paukwaris", der mit dem Knaben nicht allzu fein fährt: "Schlechte Auslage", "furchterliche Blöße", "flache Quart", "verbummelter Dieb", solche und ähnliche lieblose Ausrufe regnet's auf das Haupt des armen Fruchsen; doch fehlt es auch nicht an Worten der Ermunterung und Anerkennung; besonders wird er auf die etwa bekannten Schwächen des Gegners aufmerksam gemacht und angewiesen, wie er ihm beikommen kann. So geht's fort bis einige Tage vor der Mensur; da nehmen die Übungen ihr Ende, und an den Paulanten tritt nun die Pflicht heran, gleich den alten Kämpfern seines Leibes zu warten, das heißt Diät zu halten. Dies ist von großem Wert; denn wenn er in den letzten Tagen viel Bier vertilgt hat, ist ihm anstatt eines schon gekielten, eleganten Schwerts ein aufgedunselter Streifen im Antlitz sicher, und wenn er gar belatert auf die Mensur gehen würde, dürfte er von vornherein auf alle Vorbeeren verzichten.

Der große Tag der Mensur ist nun angebrochen; harmlos und unschuldig ziehen die Bundesbrüder im Morgengrauen zur Stadt hinaus, bald einzeln, bald zu zweit Arm in Arm, bald in größeren Gruppen; die Chaisen mit den Paulanten und etlichen Begleitern rollen hintereinander. Der für die Mensur bestimmte Platz fällt sich allmählich mit den Angehörigen der beiden Verbindungen. Die Scene ist zunächst überaus friedlich; die bunten Mägen wogen auf lebhafteste durcheinander, als ob es sich um einen gemeinschaftlichen Kommers handelte; die Wirtin der nahen Kneipe schleppt duftenden Kaffee und stärtenden Schnaps herbei; es bilden sich plaudernde und lachende Gruppen, und niemand vermochte die Helden des Tages, welche dem blutigen Kampf entgegengehen, aus den übrigen herauszufinden. Doch wird das Aussehen bald ein ernstes; mit größter Sorgfalt und Umsicht werden von einigen älteren Burichen rings um das Lager die Posten aufgestellt; keiner gibt sich gern zum Postenstehen her; denn es ist ein langweiliges Geschäft und bringt um den Hauptgenuß, das Zuschauen bei der Mensur. Aber diese Aufopferung ist unerlässlich, denn die Diener des Geschehes haben keinen Sinn für solche ritterliche Unterhaltungen, und wenn sie mit der Gier des Volkes eindreben, so ist alles verloren. Sind diese Vorhats-maßregeln getroffen, so gehen auch auf dem Platz selbst bedeutende Veränderungen vor sich. Zwei Tische werden aufgestellt und zwei umfangreiche Schattellen herbeigetragen; aus der Menge der übrigen sondern sich zwei ältere Herren ab und machen sich an diesen Tischen eifrig zu schaffen; der durchdringende Karbolgeruch läßt bald erkennen, daß wir hier den ärztlichen Beistand vor uns haben, meist Kandidaten der Medizin, welche jezt alle Vorbereitungen treffen, um nachher ungehäumt "sicken" zu können. Zugleich werden die Paulanten in ihre Soliathrüstung gekleidet. Nachdem Rock und Weste abgelegt sind, wird zuerst der rechte Arm vielfach mit Binden umwunden, so natürlich, daß die Gelenke freie Bewegung haben; sodann wird der Hals bis ans Kinn herauf auf dieselbe Weise gründlich geschützt, aber leider auch beengt und fleis gemacht; es folgt der "Paukschutz", gräßlich anzusehen, aber und über mit Blut bedeckt — er schützt abwärts von der Brust, welche frei bleibt, den ganzen Unterleib; endlich wird die riesige "Paukbrille" auf die Augen gesetzt, welche das schreckhafte Aussehen des Paulanten vollendet. Die Vorbereitungen sind nun getroffen — der blutige Tanz kann beginnen. Die Sekundanten, bekleidet mit Schirmmütze und Leidschurz, den vorgestreckten Schläger in der Hand, stellen sich an ihren Platz; herzu tritt der "Unparteiische", ein Mitglied einer der beiden Verbindungen, die höchste Instanz für alle Beschwerden und Anklagen, welche gegen Paulanten und "corona" (Zuschauer) erhoben werden; die Gegner erheben sich von ihren Sitzen, bekommen feierlich den scharfgeschliffenen Schläger in die Faust und werden einander gegenübergeführt. Ein Sekundant wendet sich an den Unparteiischen mit den Worten: "Herr Unparteiischer, ich bitte um silentium für eine Mensur;" es ertönt der Befehl: "Silentium für eine Mensur!" Der Sekundant fährt fort: "Die Forderung ist commentmäßig und lautet auf Schläger bis zur Abfuhr." Der Unparteiische weicht aus und erklärt: "Ich fordere

die Pausanten zur Versöhnung auf, aber sofort folgt von den beiden Sekundanten die Entgegnung: „Von meiner Seite ohne Erfolg.“ „Von meiner Seite ebenfalls.“ Wieder nimmt ein Sekundant das Wort: „Herr Unparteiischer, ich bitte, die Mensur (den Abstand zwischen den Gegnern) abmessen zu lassen; der Unparteiische befehlt: „Die Mensur wird abgemessen!“ Rasch hinter einander folgen endlich die letzten Kommandoworte: „Auf die Mensur!“ „Auslage!“ „Los!“, und nun blitzen und sausen die beiden Schläger durch die Luft, sie klingen und klirren hell und laut auf einander, in schnellem Tempo folgt Hieb auf Hieb; mit größter Spannung verfolgt die corona jede Bewegung der hitzigen Fechter. Bismweilen ist eine Mensur mit wenigen Hieben beendet, meist aber tritt die Entscheidung erst nach längerem Ringen ein, und da ist es nun eine Freude, zwei geübten Schlägern zuzuschauen; man weiß nicht, soll man mehr die kalte Ruhe bewandern, mit der sie einander gegenüberstehen, oder die Gewandtheit, mit der sie die schwierigsten Hiebe ausführen, oder die Geistesgegenwart, mit der sie sich zu schützen wissen. Endlich aber begeht doch der eine irgendwelche Unvorsichtigkeit, und ehe er sich's versieht, hat er den schönsten „Durchzieher“ durch Ohr, Wange und Nase. Sofort wird „Halt!“ gerufen und der Arzt untersucht die Wunde; läßt sie einen Fortgang der Mensur nicht für rätlich erachten, so erklärt er sie für eine „Abfuhr“, worauf der Unparteiische verkündet: „Der Pausant der Verbindung X ist „abgeführt“ (besiegt). Der mit Blut Ueberströmte kommt nun in ärztliche Fürsorge; es handelt sich um das Nähen des Schmisses, und dies ist, wenn zarte, nervenreiche Teile verletzt sind, das Gerste auf der ganzen Mensur. Die innige Teilnahme, mit der die Wundbesitzer den leidenden Freund umstehen, hilft leider nicht viel; da gilt es, die Wunde zusammenzubringen und sich als Mann zu zeigen, denn Schmerzschreie gibt es auf dem studentischen Verbandplatz nicht.

Ist nun aber auch dies überstanden, dann kommt die angenehme Seite der Mensur zu ihrem Recht. In gehobener Stimmung geht's nach Hause; die Sekunden wandern auf der Kniee und feiern den feierlichen Tag, der Verwundete aber geht fidel auf seine „Bude“ und legt sich in die „Klappe“, das heißt ins Bett. Hier wird er nun von den besorgten Freunden mit rührendem Eifer versorgt; was nur sein Herz begehren mag, schleppen sie herbei; sie selbst machen sich's auch bequem, und bald entwickelt sich auf diesem Krankenzimmer ein stillvergügtes Aneignen, eine kolossale Gemüthsruhe. Dies alles wirkt auf den Kranken so wohlthätig ein, daß er am nächsten Tage das Bett, am übernächsten auch das Zimmer verlassen und in der „Kompresse“ ausgehen darf. Mit welchem Stolz er sie trägt! Strahlenden Gesichts betritt er wieder die Kniee und wird jubelnd empfangen als Märtyrer für die Ehre und den Ruhm der Verbindung; hoffenden Herzens paradiert er am Hause der Angebeteten und sucht einen anerkennenden Blick für diesen Beweis von Mut und Männlichkeit zu erhalten; trotzig erscheint er auch im Kolleg und überfährt die trauende Versammlung davon, daß er forschende Studenten- und trockenes Studentenleben aufs schönste zu vereinen weiß. Endlich wird auch die Kompresse abgelagt, und nun ist das reine Alltagsleben wieder da mit seinen ersten Anforderungen. Tritt dieses Alltagsleben nur in sein gehöriges Recht ein, so wird die Mensur nicht eine Ursache der Verrohung sein, sondern für den Jüngling die Quelle eines mutigen, männlichen Sinnes, für den Mann eine Fundgrube der schönsten Erinnerungen.

Eine gefährliche Krokodilfütterung.

(Bild S. 323.)

Eine aufregende Scene ereignete sich am 8. Oktober 1888 zu Bône in Algier in dem Aquarium, einer Art wandernder Menagerie. Die Hauptanziehungskraft des Etablissements bestand in einer Kollektion von nicht weniger als siebenzig Krokodilen, welche der Geschäftsführer, Herr Pernolet, zu bestimmten Tagesstunden öffentlich fütterte. Dabei trug er stets hohe Stiefel und einen Stod, mit dessen Bleihopf er die Tiere auf die Schnauzen schlug, wenn sie sich zu gierig zeigten und ihm das Futter aus der Hand schnappen wollten. Bei dieser Gelegenheit nun sah er auf dem Rücken eines größten Krokodiles und fütterte die anderen bereits etwa zehn Minuten, als ganz plötzlich, wie er seinen Kopf nach rückwärts wandte und die Hand nach dem Gehilfen ausstreckte, ein weiteres Stück Fleisch zu fassen, eines der Tiere an ihm hinaufstieß und ihn in den Unterleib biß. Ein Schrei ertönte aus dem Zuschauerraum. Die in der Nähe saßen, erhoben sich, das Krokodil durch Schläge zu verjagen, welches bereits, trotz den Hieben Herrn Pernolets, sich um seine Beute zu drehen begann, als ob es ihn in Stücke reißen wollte. Unglücklicherweise glitt der Arme auch noch aus und fiel mitten in die Reptilien, welche voll Mut über ihn hindrängten. Eine wahre Panik bemächtigte sich der Zuschauer, deren größter Teil schreiend entfloß; nichtsdestoweniger wurde Herr Pernolet gerettet, und obgleich seine Wunden lebensgefährlicher Natur, gänzlich wieder hergestellt.

Unser Bild ist die Wiedergabe einer Photographie, welche der englische Amateur, Generalmajor G. G. Robley, kurz vor dem erwähnten Vorfall aufgenommen.

Skizzen aus Hawaii (Sandwichinseln).

(Bild S. 335.)

Unsere Illustrationen führen den Leser zu jener interessanten, im nördlichen stillen Ozean gelegenen Inselgruppe, die das Südseereich Hawaii bildet. Dieser Name umfaßt den ganzen kleinen, etwa auf die Zahl von 70,000 zurückgegangenen Volksstamm, der das große Eiland Hawaii (eigentlich Oahu) mit seiner Haupt- und Residenzstadt Honolulu, sowie die Inseln Maui, Molokai, Lanai, Kauai und Niihau nebst mehreren anderen, unbedeutenderen, bewohnt. Diese Inselgruppe wurde von ihrem Entdecker, Kapitän Cook, zu Ehren des Lord Sandwich, „Sandwichinseln“ genannt (1778). Seit dem Jahre 1819 sind die leitenden Einwohner zum Christentum übergetreten, und wenn auch dieses

begabte, lebensfrohe, nach unseren Begriffen etwas liebliche Völkchen die bisher nur oberflächlich angenommene Kultur wahrscheinlich erst am Ende seines Daseins ganz erfaßt haben wird, so hat es doch, dank dem Einfluß der Missionäre und der zahlreichen Fremden, auf dem Gebiete der staatlichen Ordnung und öffentlichen Wohlfahrt schon manch Nützliches geleistet.

König Kalakaua und Königin Kapiolani wie die Erzherzogin Emma haben eine verhältnismäßig gediegene Bildung genossen, sind auf Reisen gewesen und in Europa, hauptsächlich in der guten englischen Gesellschaft persönlich nicht unbekannt.

Doch zu unseren Bildern. Dieselben sind nach Photographien angefertigt, welche Herr E. B. Wilson, der bekannte englische Botaniker, im September und Oktober 1887 an Ort und Stelle selbst aufgenommen und mit einigen Exemplaren der charakteristischen Pflanzenarten der Insel, wie der Algoraba, dem Brotfruchtbaum und der „Dianella ensifolia“, dem Londoner Naturhistorischen Museum zuwandte.

Die thätigen Vulkane auf der Hawaii-Insel, deren höchster der Mauna Loa oder Große Berg ist (14,000 Fuß), finden sich auf der Südseite, nach deren Rüste zu sie in allmählicher Senkung abfallen. Von Hilo, von wo aus die nicht spärlichen Besucher die Tour gewöhnlich unternehmen, hat man noch etwa 30 englische Meilen. Einen Gürtel tropischen Urwaldes passierend, dem ein Strich rauher, grasbewachsener Hügelwände folgt, gelangt man zu einem ausgedehnten Felsplateau, das durchschnitten ist von schwarzen, gefährlichen Lavaströmen, deren Wäfen sich weithin vorgeschoben. In einer Höhe von 4000 Fuß liegt der ungeheure thätige Krater, Kilauea, der größte der Welt. Er bildet einen riesigen, schroff eingesenkten Kessel von etwa 5 Kilometer Durchmesser und 200 bis 300 Meter Tiefe. Der Boden ist von bläulich grauer Farbe, im Zentrum von einem Ring hoher Klippen umgeben, der einen See flüssiger, wallender Lava umschließt, Halemaumau oder Feuersee genannt. Dieser Anblick wird jedoch oft durch die dichten, unaufhörlich aufsteigenden Dämpfe verhüllt, und nur mit Hilfe eines günstigen Windes kann man von dem einen oder andern Punkt aus eine deutliche Uebersicht des Schauplatzes gewinnen. Der Abgrund dieses Kraters ist von unbekannter Tiefe, mit Flammen und Feuerwogen angefüllt, welche zur Nacht einen schauerlichen Reflex auf die Dampf- wolken werfen. Zuzeiten weicht auch das Feuer in die Erde zurück; Miß Gordon-Gumming, eine englische Reisende, erzählt, daß sie einst eine solche Gelegenheit benutzte und mit all ihren Begleitern und Führern in den inneren Kessel kletterte und in den eigentlichen Krater hinabstiegen konnte. Was sie erblickte, war Dampf und Rauch, hie und da aufsteigende bläuliche Flammen oder ein lelkames, bald rot, bald weiß, bald gelbliches Feuer- sprühen, das an den Wänden hinaufstiegt. Die feste Veränderung in der inneren Gestalt und dem äußeren Aussehen des Halemaumau und ebenso auch des benachbarten Mauna Hua-lei-lei, der 20 Krater hat, — einen eine Meile im Umkreis, die anderen bedeutend kleiner — sind in Betracht zu ziehen, wenn man die Berichte verschiedener Reisenden miteinander vergleicht. Ein Krater schließt seine Thätigkeit gewöhnlich, indem er einen durchlöcher- ten Regol von Lava bildet, der von dem Grund seines Kessels sich etwa 500 Fuß hoch aufbaut. Miß Gordon-Gumming konstatierte bei ihrem Besuch die Reformation vieler solcher Regol und Kuppeln, einen neuen See und neue, fließende Lavaströme, und zwar letzteres an Orten, die sie vor kurzer Zeit noch ohne Gefahr passiert hatte. Steine, Äste und Schlacken werden, im Gegensatz zum Bezug und vielen südamerikanischen Vulkanen, nie von den hawaiischen Kratern ausgeworfen. Ein eigentümliches Gebilde aber sind die sogenannten Haare der Pele (das ist die hawaiische Vulkangöttin), Fäden, welche die vom Wind weggehenden Tropfen der oft fontänenartig aufsprudelnden Lavaströme des Kilauea formen und die Kraterumgebung mit einem seidenglänzenden Gewebe umziehen.

Der Mauna Loa mit seinem Krater, dem Moku-a-moo-moo, unterscheidet sich beträchtlich von dem Kilauea und ist nicht immer thätig; seine großen Eruptionen in dem Jahre 1868 wie der letzte, fürchterliche Ausbruch im Jahre 1880 auf 1881 haben jedoch seinen Namen bekannt genug werden lassen.

Einzug Wilhelms III. in Exeter.

(Bild S. 326 u. 327.)

Die Stuarts saßen nach ihrem elfjährigen Exil seit 1660 wieder auf dem Thron von England. Aber sie verstanden es nicht, sich mit dem neuen, durch den Protestantismus bestimmten Volksgeist zu versöhnen, weder König Karl II., den man mit freudigen Hoffnungen auf den Thron seines Vaters zurückgeführt, noch viel weniger Jakob II., sein Nachfolger, dem schon mit tiefem Mißtrauen seitens des Parlaments wie eines großen Teils des Adels und Bürgerstandes bei Antritt seiner Regierung im Februar 1685 begegnet wurde. Das vielgeprüfte Herrscher- geschlecht, dessen Sturz ihm schon den Kopf eines Königs unter dem Henkerbeil gekostet, hatte aus seiner Unglückschichte nichts gelernt. Immer wieder, immer hartnäckiger, herausfor- dernder, mutwilliger legte es sein Streben nach Herstellung des Katholizismus in England und nach einem absoluten Herrscher- tum an den Tag, wodurch es in erbitternde Streitigkeiten mit dem Parlament geraten mußte.

Der König Jakob ließ sich nicht belehren. Er wohnte zu London in demselben Palast Whitehall, in welchem auch sein Vorgänger Karl I. residiert hatte, und vor dem er 1649 an einem düstern Januartage sein Haupt auf den Block legen mußte. Diese schauerliche Mahnung beachtete er nicht. Vergeblich, daß ihn sein Gdum, der Prinz Wilhelm von Oranien, General- statthalter der Niederlande, warnte; vergeblich auch, daß aus- brechende und nur gewaltiam gestillte Unruhen im Lande wegen seines Regiments ihn über die Gärung im Volke und über die Unzufriedenheit selbst bis in seine eigene Familie bekehrten. Er verfolgte sein Ziel unbeirrt in schroffer Eigensinnigkeit, förderte den Katholizismus immer eifriger und berief das ihm widersprechende Parlament gar nicht mehr ein. Sieben Bischöfe der anglikanischen Kirche, die ihm eine Bittschrift gegen seine katholischen Anordnungen überreichten, ließ er als Anführer in den Tower bringen und ihnen den Prozeß durch einen Ausschuss von Peers machen, aus dem sie jedoch mit glänzendem Sieg

unter Freisprechung hervorgingen. Der Jubel des Volkes darüber war eine Drohung gegen den gewaltthätigen König, die ihn in Zorn versetzte, aber nicht einflüßig werden ließ. Feindseliger noch wurde die Stimmung im Volke gegen ihn, als ihm wider alles Erwarten in seiner zweiten Ehe mit Maria von Orléans im Juni 1688 ein Sohn geboren wurde, womit die allgemeine Hoffnung, daß mit ihm ein unheilvolles Geschlecht erlöschen und keine protestantische Tochter, die Prinzessin Maria von Oranien, ihm auf dem englischen Thron folgen würde, zerstört war. Ein dumpfes Gemurmel lief durch das Land und man glaubte das geschehen zu verbreitete Gerücht, daß dieser so unerwünscht erscheinene Prinz von Wales ein untergeordnetes Kind sei.

Jetzt begann ein geheimer Verkehr zwischen England und Holland, der die Absicht verfolgte, die dynastischen Verhältnisse des britischen Reiches durch eine neue Revolution zu ändern. Viele Lords eilten nach dem Haag; von anderen erhielt Prinz Wilhelm Briefe, mit der Aufforderung, sich als Gemahl der Prinzessin Maria, Jakobs Tochter, der gedrückten Nation anzu- nehmen. Dieser Ruf, längt zu ihm gekommen und nun so vielfach wiederholt, lockte Wilhelm und er beschloß, seinen Schwiegervater zu entthronen, die Krone von England für seine Gemahlin, vielleicht für sich selbst, zu erobern.

Kriegslustig und kriegserfahren, als ausgezeichnetster Feldherr wie als Staatsmann bewährt, bereitete er den Zug gegen Eng- lands König mit großer Umsicht vor. Unter dem Schein, als gälte es Frankreich, dem alten Gegner der freien Niederlande, rüstete er eine stattliche Flotte aus. Wohl kamen Warnungen an Jakob, sich nicht täuschen zu lassen; ihm vielmehr drohe ein Ueberfall von seinem Schwiegervater. Er glaubte es nicht. Erst als er im September von seinem Gesandten im Haag bestimmte Nachricht von einem Landungsplan des Prinzen in England erhielt, ergriff er vor solcher Möglichkeit. Sofort suchte er sich in seiner Furcht Rückhalt beim Volke zu verschaffen, indem er die verhassten Verordnungen widerrief und eine Amnestie ver- kündete. Seine sorglich verstärkte Armee ließ er zusammen- ziehen; aber er ahnte, daß er sich auf sie im Notfall nicht ver- lassen könne.

Prinz Wilhelm kam wirklich mit einer Flotte von fünfzig wohlausgerüsteten Schiffen und 14,000 Mann Kriegsvolk an- fangs November bei Torbay an die Küste von England und stieg mit seinem Heere ohne Anfechtung ans Land. Eine Pro- klamation von ihm verbreiteten seine flinken Reiter voraus. In ihr zählte er alle Beisitzer der englischen Nation gegen Jakob II. auf, erklärte sich zum Anwalt derselben, der gekommen sei, ein freies Parlament zu berufen, für die Freiheit und Sicherheit der Nation zu sorgen, und die rechtmäßige Existenz des Prinzen von Wales zu unterjochen.

Exeter war die erste größere Stadt, welche Wilhelm mit seinem Heere erreichte. Seine Anhänger hatten sich schon zahl- reich dahin begeben, die Jakob feindlichen Lords eilten ihm ent- gegen; das Volk, noch zögernd, sah doch mit hoffenden Herzen und freundlichen Gefinnungen den Befreier nahen, und die prote- stantische Geistlichkeit bereitete ihm einen feierlichen Empfang vor. In musterhafter Ordnung rückten die Fremden in die Stadt, eine prächtige Schar deutscher Landstürmer, Schweizer, Holländer, dazu martialische Neger aus dem holländischen Kolonialgebiet von Guinra, geharnischte Ritter auf stolzen Rossen, Pagen mit den Panthern des Prinzen von Oranien, Reiter mit den hollän- dischen Kriegsfahnen. Ihr Anblick gab Allen Zuversicht und der Jubel brach aus; wie einen von der Vorhörung gesandten Heiden begrüßte das Volk den Prinzen selbst, der in weißem Plams und Feldherrnschärpe, das langlodige Haupt mit Federn hat bedeckt, in stolzer, ritterlich-schöner Erscheinung sich zeigte, neben sich den ruhmvollen Hugenotten Graf Schomberg, den ihm der Große Kurfürst als Kriegsobersten überlassen hatte. Vor der alten schönen Kathedrale von Exeter empfing ihn die Geistlichkeit. Er wohnte mit den Seinen dem Gottesdienst zu Ehren seiner Ankunft bei, und wie eine Ouldbung war es, als der Bischof Burnet von der Kanzel rief: „Gott segne den Prinzen von Oranien!“ und die ganze Versammlung ihr „Amen!“ dazu sagte.

Ohne Kampf marschierte Wilhelm auf London; die ihm ent- gegengeschickten königlichen Truppen gingen zu ihm über. Der König selbst entfloß ferne und verkleidet aus Whitehall und galt damit seiner Krone verlustig. Die Peers forderten den Prinzen von Oranien auf, die Regentschaft des Königreichs und die Verfassung eines Parlaments zu übernehmen. Wenige Wochen später erkannte das Parlament ohne Rücksicht auf Jakob und seinen Sohn dem Prinzen und seiner Gemahlin die Krone von England zu; nach seiner wahrscheinlich kinderlosen Ableben sollte Anna Stuart, die Schwester der Gemahlin Wilhelms, auf dem Thron folgen. Durch diese „glorreiche Revolution“ wurde unter neuer Dynastie Englands kirchliche und politische Verfassung für die Zukunft begründet.

Das Notifinal.

(Bild S. 331.)

Wer ist solchen wandernden böhmischen Musikanten, und wäre es zwischen der Erde und dem Ganges, nicht schon begegnet? Dem ist es unbekannt, daß die Musikanten sehr oft, außerordent- lich oft, an trockenen Rehlen leiden? Da sich nun dieses Uebel in der Hitze des Tanzsaales sehr steigert und zu dessen Umder- rung viel gegurgelt werden muß — besonders mit kühnendem Bier, mit zusammenziehendem Wein und gebranntem Wasser, so kann es leicht passieren, daß man, wenn man auch anerkannter Tonkünstler ist, stolpert und in den Schnee hinfällt. Das bildet entschieden eine Verkehrshörung, besonders wenn dieser Fall sich auf einem schmalen Wege zuträgt und der Gefallene hartnäckig auf der Ansicht besteht, daß sein Rücken eine festere Basis ab- gibt, als seine zwei Füße, und sowohl der aufstehenden Nähe des Kapellmeisters als dem Hinweis der Frau Kapellmeisterin auf einen heranaufliehenden Schlitten nur mit einem vergnüglichen Lächeln begegnet. Die Zeit drängt. Im Augenblick ist das Gefährte da und dann kann es leicht ein Unglück geben. Also helfe, was helfen kann, um das Notifinal zu verhüten! Dinauf mit der Posanne — geht das Notifinal!

Hauptmann Wismann, der Führer der Emin Pascha-Expedition.

Unter den jüngeren Afrikaforschern hat Hauptmann Wismann die Aufmerksamkeit in neuester Zeit besonders auf sich gezogen, weil er zum Führer der wichtigen Emin Pascha-Expedition (siehe „Illustrierte Welt“ Heft 8) gewählt worden. Nach einer Beratung mit dem Fürsten Bismarck hat Wismann sein großes Unternehmen angetreten und befindet sich jetzt in Kairo. Wir wollen nicht veräumen, unsere Leser mit dem kühnen Forscher genauer bekannt zu machen.

Hauptmann Wismann ist 1853 zu Frankfurt a. O. geboren, wo sein Vater im Regierungskollegium als Assessor beschäftigt war. Durch vielfache Verlegungen desselben mußte sein Sohn die Schule oft wechseln. In Erfurt und Kiel und nach dem frühen Tode seines Vaters 1869 in Neuruppin hat er die Gymnasien besucht. Alsdann bezog er auf ein halbes Jahr das Kadettencorps in Berlin. Nach bestandenen Jahrs-examen trat er im mecklenburgischen Infanterieregiment No. 20 ein, ging nach zurückgelegter Dienstzeit zur Kriegsschule nach Anklam und wurde Ende 1873 Secondelieutenant. Sein schon von früh an großes Interesse an Naturwissenschaften, deren Studium er so viel als möglich oblag, und besonders wohl die Bekanntschaft mit Dr. Vogge, reiften in ihm den Entschluß, sich der Afrikanischen Gesellschaft in Berlin zur Verfügung zu stellen, und die überaus gütige Verwendung des Kriegsministers brachte ihm die schnelle Gewährung seines Wunsches. Mut und Unerbittlichkeit sind Wismann schon von klein auf eigen gewesen; in Afrika fand er wiederholt Gelegenheit, diese Eigenschaften an den Tag zu legen. Am 18. November 1880 reiste Wismann als Topograph und Begleiter Dr. Vogges mit diesem von Hamburg nach San Paolo de Loanda ab, wo die beiden Forscher Anfangs 1881 eintrafen und alsbald die Reise zum Kuato Jamwo antraten. Gemeinsam wanderten sie durch die Lundastaaten, im Thale des Tschitapa, überschritten den Kaffai und den Lubilash oder Sanluru, später den Lomami, und zogen nach der Landschaft Nyangwe, wo sie am 5. Mai 1882 sich trennten. Dr. Vogge, um nach dem Westen zurückzukehren, Wismann aber, um seine Reise nach der Ostküste fortzusetzen, die er am 15. November 1882 auch glücklich erreichte, womit der junge Offizier als erster Deutscher die fünfte Durchquerung Afrikas vollbracht hatte.

Schon im folgenden Jahre rüstete sich der mittlerweile nach Europa zurückgekehrte Forscher zu einer neuen Expedition nach Mittelafrifa, welche alle unsere bisherigen Anschauungen über

die Bewässerungsverhältnisse des südlichen Kongobeckens über den Haufen warf. Diesmal handelte Wismann nicht im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, sondern die internationale afrikanische Assoziation in Brüssel hatte ihn gewonnen. Erst im Juli 1884 konnte indes die vielköpfige Expedition aufbrechen und sich in gesonderten Abteilungen nach der portugiesischen



Hauptmann Wismann.

fischen Station Cassange in der Nähe des Kuango begeben. Dann wandte er sich wieder zum Tschitapa und behielt seine alte Route bis zum Kaffai bei. Nach längerem Verweilen beim Regentürken Nulenge, dessen Hauptstadt Lubulu er am 10. November 1884 erreichte, brach er nach dem Lulua auf, an dessen linkem Ufer er die Station Luluaburg gründete, erforschte 1885 den Sanluru-

fluß und den gleichnamigen See, der sich als nichts anderes herausstellte, als der von Stanley entdeckte Leopoldsee, und begab sich endlich zur Kräftigung seiner Gesundheit nach Madeira. Schon nach kurzem Aufenthalte daselbst kehrte er nach dem Kongo zurück, um die Erforschung des Gebietes im Nordosten des Lulua wieder aufzunehmen. Zuerst machte er im Juli 1886 einen vergeblichen Vorstoß nach Osten, indem er von Luluaburg über den Lufula nach dem Lubilash vordringen wollte, aber durch die Feindseligkeit der Baluba zur Umkehr gezwungen wurde. Sieben Monate lang blieb der kühne Reisende verschollen. Da verlautete, daß er im besten Wohlsein Anfangs April 1887 am Tanganjasee eingetroffen sei. Wismann hatte im November 1886 die Station Luluaburg wieder verlassen, war nach dem Zustrome des Lubi gezogen und in das unerforschte Gebiet eingedrungen, in dem sich die Quellen des Lulongo, Tschuapa und Lomami befinden. Hier war aber weiteres Fortschreiten in dem sumpfigen, dichten Urwald unmöglich; er mußte sich entschließen, nach Nyangwe und dem Tanganjika zu gehen und gelangte von dort im August 1887 nach Sansibar, nachdem er somit eine zweite Durchquerung Afrikas vollbracht hatte. Seither weilte der hochverdiente Forscher in Europa. Seine Beteiligung an der „Emin-Expedition“ kann nur mit Freuden begrüßt werden. In jüngster Zeit wurde der Forscher in Anerkennung seiner Verdienste zum Hauptmann befördert.

Der Schall des Wassers.

An einzelnen Stellen der Küsten von Sumatra und der Molukken erkennen die Fischer des Nachts die Tiefe des Meeres und die Beschaffenheit des Meeresgrundes an dem Schall, welchen das an die Korallenriffe anschlagende Wasser erzeugt. Auf 20 Fuß oder weniger gleicht der Schall dem Bräseln des Salzes, das man auf glühende Kohlen wirft; auf 50 Fuß ist es das Ticken einer Uhr, mehr oder weniger stark, je nachdem der Grund ausschließlich aus Korallen oder abwechselnd aus Korallen und Schlamm oder aus Korallen und Sand gebildet wird. Wenn der Meeresgrund nur aus Sand besteht, ist der Schall klar und rein; besteht er nur aus Schlamm, dann ist der Schall dumpf und gleicht dem Summen eines Bienenzwirnes. In finsternen Nächten richten sich die Fischer nach diesen verschiedenen Tönen bei der Wahl ihrer Fischplätze. Um die Schallunterschiede besser hören und schätzen zu können, legen sie das eine Ende des Ruders an das Ohr, während das andere Ende ins Wasser taucht.



Ein russischer Beamter auf dem Weg zum Bureau. Aquarelle von A. Vilderling. (S. 336.)



Das Rottsignal. Gemälde von F. Streit. (S. 329.)

Albumblatt.

Schnee im Süden.

Es rieseln die Flocken,
Vom Nordwind gesandt,
Da schauert erschrocken
Das südliche Land.

Ihr Kinder der Scholle,
Euch dünkt es ein Traum,
Wenn droben Frau Holle
Schüttelt den Flaum.

Mein Stammverwandter,
Besuchst mich auch hier,
Und schwingst als Gesandter
Dein weißes Panier.

Hier droht dir Verderben
Die Feindin in Wehr;
Schon sah ich sie werben
Ihr strahlendes Heer.

Weit hinter den Alpen
Da steht unser Haus,
Ich flog mit den Schwalben
Nach Süden hinaus.

Und seh dich erscheinen
Am fremden Port,
Als Bote der Meinen,
Als Gruß vom Nord.

Nach: „Gedichte von Volke Kurz“, Frauenfeld, J. Huber.

„Einer von Beiden“.

Erzählung

von

B. von der Laeken.

(Fortsetzung.)



Matthias saß stumm und starr, nur manchmal stöhnte er leise auf.

„Wer war's denn, Matthei?“ fragte Susanne endlich.

„Der Förster.“

Sie preßte die Lippen aufeinander, um den Ausruf des Schreckens zu unterdrücken.

„Hast Du's gesehen?“

„Ja; auch trifft kein anderer so sicher.“

„Leg Dich ein weilschen nieder, Matthias,“ bat sie sanft, „es ist noch früh und arbeiten kannst Du doch nicht!“

„Schlecht wird's freilich gehen, aber trotzdem, ich muß — ich muß; siehst Du's denn nicht ein, daß ich muß?“

Sie nickte traurig mit dem Kopf, half ihm beim Auskleiden und ging hinaus in die Küche, nach dem Frühstück zu sehen. Als sie wieder eintrat, lag Matthias auf dem Bett und streckte ihr die Hand entgegen; jede Spur von Zorn und Wildheit war aus seinem Gesicht verschwunden.

„Gute Dorn,“ sagte er weich, „bist immer geduldig und freundlich mit mir und ich bin doch oft solch ein wüster Kerl!“

Sie setzte sich neben ihn und reichte ihm eine Schale mit Kaffee.

„Das schadet ja nichts, Matthias; ich weiß, Du meinst es nicht so schlimm. Wenn Du nur das unselige Wildern lassen wolltest!“

„Es bringt aber Gewinn, Susi,“ murmelte er, „Gewinn, denn von dem elenden Schmiedehandwerk könnten wir nicht mehr leben, seit der andere sich unten in der neuen Werkstätte im Dorf breit macht, und verhungern, na, das mag man auch nicht. Und doch ist alles eins, man verhungert, da können's uns nicht totschießen, oder man verhungert nicht und sie birschen auf uns wie auf das Tier unter freiem Himmel. 's ist alles gleich, so oder so.“

„Freilich, wir sind hier im Dorf vogelfrei,“ entgegnete Susanne mit einem leisen Seufzer, „aber laß es nur gut sein, eines Tages da verkaufen wir den armseligen Rathen und ziehen in eine andere Gegend, wo uns niemand kennt und keine Kat uns scheel ansieht.“

„Ich will jetzt noch ein weilschen liegen, Susi,“ begann der Bursche wieder, „dann möcht ich versuchen, hinten durch den Garten und die Eichenschonung den Weg in den Wald zu nehmen, dort muß ich mir einen Unterschlupf suchen, damit mich die Kerle hier nicht auffspüren. Du nur in die Tasche dort eine Flasche Brantwein und etwas Brot, zur Nachtzeit schleich' ich mich wieder heran.“

Susanne gebörchte schweigend, und während sie geräuschlos hin und her ging, ruhten ihre dunklen Augen oft mit dem Ausdruck des Mitleids und der Sorge auf dem bleichen Antlitz des Bruders, sie sah's wohl, wie er manchmal leise vor Schmerz zusammenzuckte. In der Brust des Mädchens regte es sich wie Zorn gegen den Schützen, der ihm die Wunde beigebracht, und heimlich ballte sie die Hand in den Rockfalten. Nach einer kleinen Stunde

richtete sich Matthias langsam von seinem Lager auf, vertauschte die hohen Stulpstiefel und kurzen Kniehosen mit einem Paar schlichter leinener Beinleider, die bis auf die Schuße herabreichten, und stülpte statt des kleinen Filzhutes seine Werkeltagsmütze aufs Haupt.

„Susanne!“

Die Gerufene erschien in der Thür.

„Häng mir die Tasche um und den schwarzen Rock da über die Schultern, so; nun noch den leeren Sack dazu und gib mir auch die Sichel; wenn mir der eine oder der andere begegnet, dann werden sie meinen, ich ginge zum Kleeschneiden runter nach der Bühler Wiese.“

Das Mädchen that, wie ihm geheißen.

„Schmerzt's sehr?“ fragte sie oft.

Der Bruder zuckte die Achseln.

„Na, wohl thut's gerade nicht, aber das schwör' ich Dir zu bei Gott, Susi, den Schuß zahl' ich ihm heim, daß Heinrich Ehler Zeit seines Lebens d'ran genug hat. Halunke!“ — und in ohnmächtigem Grimm drohte er wild mit der Faust nach dem Dorfe hinüber.

„Matthias!“

Susanne war bleich geworden und ihre Hand legte sich beschwichtigend auf den Arm des Zornigen. Eine unerklärliche Angst, ein unbegreifliches Etwas machte sie erbeben.

„Na, sei kein Hasenfuß, Mädel,“ lachte der Bursche und schritt der Thüre zu; hier zauderte er noch einen Moment, und mit der linken Hand den verwundeten Arm berührend, murmelte er: „Verdammt, wie das schmerzt!“

Dann raffte er sich gewaltsam zusammen und verschwand durch eine niedrige, kaum bemerkbare Pforte neben dem Herd. Susanne stand, als er gegangen, regungslos mitten im Stübchen, sie sah wie abwesend vor sich nieder, wohl minutenlang; erst das leise Medern der Ziege, das von dem offenen Stall her kam, weckte sie aus ihren Grübeleien; rasch entschlossen richtete sie sich auf und fing an, in der Stube Ordnung zu schaffen. Sie verschloß nicht wie sonst die kurze Treppe, die hohen Stiefel, Hut und Büchse in einen Koffer, sorgfältig ihre Wäsche und Sonntagsgewand darüber deckend, sondern sie schob mit kräftigen Armen die alte Truhe zur Seite, wodurch eine Fallthüre sichtbar wurde; diese öffnete sie und verschwand, die Sachen in den Händen, in der Tiefe. Eine schmale Treppe führte in einen niedrigen, dumpfigen, kellerartigen Raum, in dem sich nichts befand als ein kleiner Schrank. In demselben barg sie alles, was für den Bruder leicht zum Verräter werden konnte, und stieg dann rasch wieder hinauf — in wenigen Minuten stand der Koffer an seinem gewohnten Platz, auch das blutige Tuch und was sonst an das Ereignis des Morgens erinnern konnte, wurde beseitigt.

Darauf begab sie sich in die Küche zurück, setzte sich auf den niedrigen Herd und verzehrte ihr kargliches Frühstück. Von neuem überkam sie eine namenlose Angst, des Bruders Drohung klang ihr noch immer in den Ohren: „Den Schuß zahl' ich ihm heim, daß Heinrich Ehler Zeit seines Lebens dran genug hat.“ Wie kam es nur, daß ihr dabei das Herz plötzlich so wild in der Brust schlug? Wie oft hatte Matthias ähnliche zornige Verwünschungen ausgestoßen, sie hatte kaum darauf geachtet...

Wenn nun der Förster käme mit dem Büttel, ihn zu suchen, ihren Bruder, den er verwundet und der nun im Wald herumstreifen mußte, flüchtig wie ein Geächteter; wie sie sich freuen, wie sie höhnen würden, die stolzen Dörfler, wenn der wilde Matthias die Landstraße entlang geführt würde als Gefangener, der Gendarm neben ihm und der Jägerbursche!

Ingrimmig ballte sie die Faust und ein böses, zorniges Lächeln schürzte ihre Lippen, daß die weißen, glänzenden Zähne sichtbar wurden; oder aber, wenn nun Matthias den Förster trafe, weit, weit draußen in dem stillen, verschwiegene Wald, wo er ahnungslos dahinschlüpfte... Niemand sah's, niemand hörte es — da krachte ein Schuß, ein sicher gezielter, und Heinrich Ehler lag auf dem grünen Moosboden — ein stiller Mann...

Matthias aber floh zurück durch die dunklen Stämme auf heimlichen, verborgenen Wegen — ein Mörder — ein Mörder. — Die Dirne sprang auf, ein angstvolles Stöhnen entrang sich dem gequälten Herzen, „nein, mein Gott Vater,“ murmelte sie, „nur das nicht, nur das nicht! Mein Matthias ein Mörder und er — tot!“

Sie fand nicht Ruhe noch Raft an diesem Tage; was sie auch vornahm, nichts gelang ihr, nichts ging ihr stetig von der Hand, dabei horchte sie auf jedes Geräusch, meinend, sie kämen nun, den Bruder zu suchen, oder dieser selbst stürze bleich und atemlos herein, sein unstätter Blick ihr verrätend, was sein Mund verschwiegen.

Aber alles blieb still. Stunde auf Stunde verrann und die Sonne neigte sich zum Untergang, ohne daß ein Fremder sich der Schwelle des Häuschens genähert hätte. Susanne war eben damit beschäftigt, die gesammelten Kräuter zu verlesen, als ihr scharfes Ohr den wohlbekannten leichten und raschen Schritt des Bruders vernahm, er schien's nicht eiliger zu haben als sonst, und sie atmete erleichtert auf, als er jetzt mit einem ruhigen „Guten Abend, Susi!“ über die Schwelle trat. Er sah bleich und abgemattet aus und die Augen blickten nicht so klar als sonst, aber doch ebenso offen und frei um sich

wie immer. Das Mädchen sprang auf und ging dem Eintretenden entgegen — sie fühlte sich wie von einer Last befreit.

„Du bist müde, Matthias,“ sagte sie freundlich; „leg Dich jetzt nieder, ich denk', es hat keine Gefahr; niemand hat nach Dir gefragt, und Dir,“ — sie stockte — „Dir ist auch wohl nichts begegnet?“

„Wie man's nehmen will; der Halunke im grünen Rock, der —“ er ballte wieder grimmig die Faust, „er ging nahe an mir vorüber, als ich in der Eichenschonung lag — freilich ohne Hund, sonst hätt' er mich wohl unterdrückt. Siehst Du, Susanne,“ fuhr er mit unterdrückter Heftigkeit fort, das Mädchen zu sich heranziehend und sich an ihr Ohr neigend, „siehst Du, wie ich den Kerl da dicht an mir vorbei streifen sah, frank und frei, den Kopf hoch erhoben, als ob er der König wär' im Wald, derweil ich so elend im Gebüsch lag und den Arm nicht rühren konnt', den seine Kugel durchschossen, da packte mich's mit einer unbändigen Wut, ich hätt' hervor-springen und ihn erwürgen mögen.“

Seine Augen blickten und er knirschte mit den Zähnen. Susanne fühlte es wieder wie leises Grauen durch ihren Körper zittern und trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Matthias murmelte halbblau vor sich hin:

„Aber wenn's heute nicht war, vergessen thu' ich's ihm nicht, und es kommt eine Stunde, in der wir unsere Rechnung quitt machen. Gute Nacht, Susi,“ fügte er dann lauter hinzu. „Gehst noch in den Wald?“

„Ja, mir fehlt ein Thee, den der Apotheker besonders bestellt; ich nehme den Schlüssel mit. Erst will ich aber Deinen Arm noch einmal verbinden.“

Matthias nahm seinen Kopf Suppe und ging in die Kammer hinüber, Susanne folgte ihm dahin mit einem Palet alter Leinwand, und nachdem sie der Wunde einen neuen Verband angelegt, verließ sie den Bruder und bald darauf auch die Hütte.

Es war eine sternklare Herbstnacht, in der Susanne, die Brust voll widerstreitender Empfindungen, dem Walde zuschritt, Empfindungen, die sie sich selbst nicht recht zu deuten vermochte. Zorn gegen den Förster und daneben jenes seltsame beängstigende Bangen für sein Leben; sie kannte des Bruders wilden, tropigen Sinn, sie wußte, wie glühend er die Forstbeamten haßte, wußte, daß seine Kameraden Männer waren, die im Falle der Not oder aus Rache ein Menschenleben nicht höher anschlugen als das eines Wildes und die eben darnach lechzten, Rache zu nehmen an ihren Feinden, wo sie nur konnten. Sie würden des Matthias Wut nur stockeln und aufreizen.

Mit diesen Gedanken beschäftigt, fast absichtslos, hatte sie den Weg zur Höllenschlucht eingeschlagen, und sich seitwärts auf das niedrige Brüdengeländer setzend, überließ sie sich ihren Grübeleien; sie hatte es nicht bemerkt, wie aus dem Dunkel des Waldes die Gestalt eines Mannes auf der Brücke erschien und, sich im Schatten haltend, leise näher schlich. Erst als eine wohlbekannte Stimme ihr einen guten Abend bot, sah sie erschreckt auf und in des Försters freundlich lächelndes Gesicht.

„Herr Förster, Ihr?“ rief sie emporspringend und des Mannes Blick meidend, „wie kommt Ihr hieher?“

Heinrich Ehler lachte lustig auf.

„Ja, Susi, dieselbe Frage möchte ich wohl einmal an Dich stellen und noch die dazu sehen, warum Du so gar lange nicht mehr da warst. Ich bin oft genug hier herumgestreift, aber immer vergebens.“

„Um, ich denk', Herr Förster, Ihr werdet wohl nach sonst was anderem als just nach mir ausgeschaut haben,“ erwiderte sie kurz.

„Wenn Du mir doch nur glauben möchtest, Susanne,“ antwortete Ehler verstimmt. „Hältst Du mich denn für so einen, der lügt, so oft er den Mund aufstut?“

Das Mädchen antwortete nicht, konnte es aber nicht hindern, daß ein Gefühl fast wie Freude ihr Herz durchzitterte. Da sie seine ehrlichen blauen Augen auf sich ruhen fühlte und er noch immer schwieg, hob sie langsam die langen Wimpern und beider Blicke begegneten sich. Ehler streckte ihr plötzlich die Hand hin.

„Susi!“

„Was soll's?“

„Gib mir die Hand, sei doch nicht so trozig — wir sind ja immer gut mit einander fertig geworden. Ich möcht' mal ein vertraulich Wörtchen mit Dir reden.“

„Mit mir?“ Es lag ungekünsteltes Erstaunen in ihrem Ton.

„Ja, mit Dir — zu Deinem Besten und zu noch jemand's Bestem, dem Du sehr gut bist. Na, aber erst schlag ein — so, und nun komm, da unten an der Brücke liegt eine gefällte Kiefer, wir wollen uns setzen, da schwatzt sich's besser.“

Er hielt ihre Hand fest und sie folgte ihm willenlos. Ehler setzte sich auf den gestürzten Baum und zog das Mädchen neben sich, das, wie von einem unerklärlichen Bann umfassen, mit klopfendem Herzen ohne Widerstreben an seiner Seite Platz nahm. Jetzt gab der Förster ihre Hand frei, nahm den Hut ab, schlug ein Bein über das andere, schlang die Arme um das Knie und nagte an der Unterlippe, wie unschlüssig, was er ihr nun sagen sollte.

„Als wir uns hier vor ein paar Wochen zum erstenmal wieder begegnet sind, Susi,“ begann er endlich, „da

hast Du gemeint, ich wüßte wohl schon, was die Leute im Dorf von Dir und von dem Matthias munkelten; ich hab' Dir darauf geantwortet, ich glaubte nur, was ich mit meinen eigenen Augen sah' und mit meinen eigenen Ohren hör', weißt Du das noch?"

Sie neigte bejahend das Haupt, ohne aufzusehen, und der andere fuhr fort:

„Was Du damals gemeint wegen des Matthias, wußt' ich recht gut: daß er als arger Wilderer bekannt sei; ich konnt' trotzdem mit ruhigem Gewissen sagen, was ich gesagt, denn ich hatte ihn, wenn ich mir, das will ich nicht leugnen, auch große Mühe darum gegeben, doch nie abgefaßt und erkannt. Heute aber, Susi, das heißt kurz vor Tagesgrauen, sind wir auf einander gestoßen, nicht weit von hier, im Böhler Grund, als er just dabei war, einen Rehbock im Gebüsch zu verbergen. Ich hatte den Schuß seiner Büchse fallen gehört ganz in meiner Nähe, nun rief ich ihm zu, erschrocken richtete er sich auf und sah mich an mit ein Paar Augen, daß ich meinte, er wolle mich damit in den Erdboden hineinbohren; trotzdem ging ich, wie es meine Pflicht war, näher, er griff nach der Büchse. — „Laßt die Büchse in Ruh', herrschte ich ihm zu, oder ich schiße!“ — „Ja, wenn ich darauf warten thät'!“ rief er trotzig zurück und legte auf mich an; sei es nun, daß ihn die Aufregung unsicher machte, sei es, daß der Hahn versagte, genug, ich fand Zeit, mein Gewehr von der Schulter zu reißen, zielte, drückte ab und ein wilder Schmerzensschrei verriet mir, daß ich getroffen, zugleich aber auch das Knacken und Brechen der Zweige und des Gesträuchs, daß Dein Bruder sich auf der Flucht befand.“

Susanne seufzte tief auf und legte die Hände über das Gesicht, so senkte sich ihr Kopf langsam auf die Brust; die Augen des Försters ruhten mit einem mitleidigen, fast innigen Ausdruck auf ihr, sie jammerte ihn mehr, als er sich eingestehen mochte.

„Du zürst mir, Susi,“ flüsterte er, sich zu ihr neigend. „Kannst' ich denn anders, war's nicht Notwehr? Hätt' ich gezögert, so läß' ich jetzt kalt und bleich unten im Böhler Grund, denn der Matthias, glaub mir's, der hätte gerad' los auf meine Brust gezielt und nicht gefehlt.“

Er sah, wie sie bei seinen letzten Worten zitterte; leise zog er ihr die Hände von den Augen und sah nun in die von Erregung und Leidenschaft bewegten Züge; die feinen Nasenflügel bebten, die halb geöffneten vollen Lippen zuckten krampfhaft.

Plötzlich entriegelte sie ihm die Hände, und ihm einen flammenden Blick zuschleudernd, kam es kaum hörbar aus ihrem Mund:

„Laßt mich, ich haß' Euch — Menschenjäger!“

„Susanne!“

Ehlert sprang auf. Er war bleich, sein Körper bebte, so standen sie sich beide wohl eine Minute lang gegenüber, der starke, tief gekränkte Mann und das schöne, leidenschaftlich erregte Weib. Zu ihren Füßen rauschte der Waldbach und über ihnen schwebte der klare Mond am tiefblauen Nachthimmel.

Der Förster war der erste, der das Schweigen brach. „Nimm das Wort zurück, Susanne,“ sagte er mit leiser Stimme.

Sie wandte ihm trotzig den Rücken, des Erzürnten Brust hob und senkte sich stürmisch, er trat ihr einen Schritt näher.

„Hörst Du nicht, Susanne? Nimm das Wort zurück!“ Klang es jetzt kurz und befehlend an ihr Ohr.

Sie regte sich nicht.

„Susi, Susi!“ Der Ton seiner Stimme war mit einemmal wieder weich, fast bittend, und sie fühlte seine Hand auf ihrer Schulter.

„Ich kann's nicht,“ flüsterte sie kaum hörbar. „s' ist doch die Wahrheit.“

„Nein, Susanne, 's ist nicht die Wahrheit — ein Menschenjäger bin ich nicht; was ich gethan, war meine Pflicht, die mir, ich schwör' Dir's zu, noch nie im Leben so schwer geworden ist, wie heute.“

Sie antwortete nicht.

„Sieh, Susanne, wenn ich 'was Böses im Sinn hätte, wenn ich Deinen Bruder verderben wollt', da müßte ich beim Gericht davon Anzeige machen, dann käme Matthias ins Gefängnis. Das zu thun wäre auch meine Pflicht — aber ich th' es doch nicht...“ Er stockte und sah unschlüssig vor sich nieder. Das Mädchen wandte sich jäh um.

„Und warum nicht?“ fragte sie.

Ehlerts Blicke flogen über ihr Antlitz, ihre schöne Gestalt, dann hinein in das stille Dunkel des Waldes.

„Und warum nicht?“ wiederholte Susanne dringend.

„Weil ich,“ rief er heftig und sich dann gewaltsam zur Ruhe zwingend, „weil ich meine, es wird nicht weiter nötig sein, er wird sich die Lehre merken, und ich will euch nicht unglücklich machen — ihn und — Dich.“

Sie lachte höhnisch auf.

„Um, deshalb forgt Euch nicht, Herr Förster; ich bin mein Lebtag noch nicht glücklich gewesen und über die Achsel angesehen hat mich das dumme Volk auch immer. Thut nur immerhin, was Ihr von Rechts wegen müßt, ich mag von meines Menschen Gnaden glücklich oder ehrlieh sein; die Welt ist ja weit genug und mein Bündel bald geschnürt.“

„Du trotzig, widerspenstig Ding, Du,“ rief Ehlert; „wenn Du doch Deinen losen Mund und Deine krausen Reden im Zaume halten müßtest! Wer redet denn davon, daß Du mir Dank schuldig bist? Eine Lehre habe ich Deinem Bruder geben wollen und einen Denktzettel, daß mit mir schlecht Kirschen essen ist, und nun meinte ich, weil Du am Matthias und er an Dir so hängt, Du könntest ihm wohl gut zureden, daß er das Wildern läßt. Weiter wollte ich Dir nichts sagen. Matthias ist geschickt und tüchtig in seinem Handwerk, und wenn ich merke, daß er mit Ernst wieder ein ordentlicher Mensch werden will, da kann ich ihm manche Arbeit zuwenden und werde es auch thun. Das Dorfvolk aber wird dann nach und nach auch Vertrauen zu ihm fassen und es könnte für euch beide noch gut werden, ohne daß Du gleich Dein Bündel schnürst und in die weite Welt gehst. Dank verlange ich dafür nicht, denn einem tüchtigen Kerl, der nur auf schlechte Wege geraten, wieder zurecht helfen, das ist so gut meine Pflicht wie das andere. Wenn die Lektion ein bißchen scharf ausgefallen, so ist das meine Schuld nicht allein und schadet nicht so viel, wie's hoffentlich hilft.“ Er warf das Gewehr über die Schulter und setzte den Hut auf. „Sag, Susi, es ist keine schlimme Wunde, was?“ fragte er, zutraulich näher tretend.

Sie zuckte die Achseln.

„Ein Knochen ist nicht verletzt, nein?“ fragte er weiter.

„Ich glaub' nicht.“

„Gott sei Dank!“ Er atmete erleichtert auf. „Du kennst nun meine Gedanken, Susanne,“ fuhr er dann, sich zu ihr neigend, freundlich fort, „und nicht wahr, Du wirst mir die Sache nicht nachtragen. Ich konnt' ja nicht anders. Gib mir die Hand darauf, Susi, laß uns wieder die Alten sein!“

Er nahm ihre Rechte und drückte sie herzlich, aber sie entzog sie ihm mit heftiger Bewegung.

„Komm morgen abend wieder hieher, Susanne, damit ich höre, wie's mit dem Matthias geht. Willst Du? Du schüttelst den Kopf! Aber, Susi, kannst Du mir denn gar nicht vergeben?“

„Ich kann's nicht, Förster, ich hab' meinen Bruder zu lieb. Was Ihr jetzt auch sagen mögt, eins bleibt doch gewiß, Ihr habt ihn geschossen und darum — haß' ich Euch.“

Sie hatte das alles mit einer gewissen Hast gesprochen, ohne ihn anzusehen, und schickte sich zum Gehen an. Ehlert ließ langsam ihre Hand aus der seinen gleiten, drückte den Hut tiefer in die Stirn und schritt ohne ein Wort der Entgegnung über die Brücke zurück, die schwanken Planken bogen sich fast, so fest war sein Tritt. Am jenseitigen Ufer angekommen, schaute er noch einmal zurück. Susanne Raspe stand, wie er sie verlassen, er sah die Umrisse der hohen, herrlichen Gestalt, den leicht gesenkten Kopf, die langen Zöpfe, die ihr über die Schulter fielen, und es überkam ihn plötzlich ein leidenschaftliches Verlangen, zurückzukehren, sie in seine Arme zu schließen und den eigensinnigen Trotz, den Haß zu brechen durch liebe Worte und Küsse, so daß er seine ganze Willenskraft zusammennehmen mußte, um fest zu bleiben; es war ihm, als ob ein Zauber ihn in ihrer Nähe festhielt. Ob sie nicht einmal umschauen würde? Wenn sie es thäte, wenn — dann wollte er hin, wollte ihr alles sagen, wovon ihm jetzt das Herz so voll war, wollte ihr sagen, daß —

Horch — ein Geräusch — sie bewegte sich — sie ging, aber nicht ein Blick flog zu dem Harrenden hinüber — Susanne war im Dunkel verschwunden. Ueber Ehlerts Züge huschte etwas wie Unmut und Enttäuschung; dann rüdte er seine Brille zurecht und ging gesenkten Hauptes, in Gedanken verloren, der Försterei zu.

„Besser so!“ murmelte er dumpf vor sich hin.

III.

Seit jenem Abend war es, als sei der Förster ein anderer geworden. Die alte Brigitte merkte es zumeist und schüttelte bedenklich den Kopf. Wenn er sonst von seinen vielstündigen Wanderungen durch die Forsten heimkehrte, hatte er ein Scherzwort für die Haushälterin in Bereitschaft, sprach er eingehend mit dem Knecht über die Wirtschaft und piffte manch lustig Jägerlied, wenn er abends beim Glase Dünnebier in der Bohnenlaube saß oder seine Gewehre in stand setzte.

Jetzt war das alles anders. In den Wald ging er freilich noch wie vor, aber er kehrte von Tag zu Tag später heim, war finster, übel gelaunt und einsilbig und die Jägerburschen klagten, daß der Herr gar so unwirsch sei, nichts könne man ihm mehr recht machen; Ärger und Verdruß, auch mit den Waldbarbeitern, gab's an allen Ecken und Enden.

Ehlert selbst fühlte wohl, wie es um ihn stand, er wußte am besten, was ihm so sehr die Laune verbarb, ja, was ihm ordentlich das Herz schwer machte und ihm den alten, fröhlichen Sinn trübte.

Der Gedanke an die schwarze Susanne war's, der ihn Tag und Nacht verfolgte und ihm keine Ruhe ließ, und ihre Worte: „ich haße Euch“. Sie haßte ihn, weil er auf ihren Bruder geschossen. Warum hatten ihn jene Worte schon damals empört, warum empörten sie ihn immer aufs neue, so oft er daran dachte, und warum streifte er nun tagelang im Forst umher, planlos, ziel-

los, nur von dem einen Verlangen getrieben, dem Mädchen zu begegnen? Was konnte er ihr noch sagen? Er hatte es wirklich nicht böse im Sinn gehabt, der Schuß auf den Matthias war nur in der Notwehr gethan, er wollte ihnen helfen, ihm und ihr, er wollte ja alles wieder gut machen, so viel in seinen Kräften stand, warum hatte sie ihn doch gleich so trotzig zurückgewiesen? Das kränkte ihn bitter und bitterer noch, weil es ihn stets mit geheimnisvoller Macht zu dem Mädchen hingezogen hatte, als Knabe schon, dann gleich wieder bei jenem ersten und mehr noch seit dem letzten Begegnen, wo sie verstimmt auseinandergegangen waren.

Drei Wochen waren ins Land gezogen, drei Wochen lang war er jeden Abend an der Höllenschlucht gewesen, heimlich im Gebüsch und hinter den Bäumen sich bergend und mit brennenden Augen den schwanken Steg hinauf spähend, ob er nicht die wohlbelannte Gestalt erblicke, aber immer vergebens. Susanne war für ihn wie vom Erdboden verschwunden, auch im Dorf sah er sie nicht und fragen mochte er niemand, es hätte ihm auch seiner Auskunft geben können, denn wer kümmerte sich um des Mädchens Thun und Treiben? Nur, daß der Matthias wohl krank sein müsse, hörte er eines Tages im Wirtshaus zum „Hirschen“, und diese Nachricht verdoppelte seine Sorge, seine Unruhe; in der Gaststube ließ er sich nichts merken, brach aber bald auf, bezahlte seine Zechen und schritt, seinen Grübeleien nachhängend, langsam durchs Dorf dem Walde zu.

Unabsichtlich hatte er eine Richtung eingeschlagen, die er sonst geflissentlich vermied, denn sie führte ihn in die Nähe des Häuschens der Geschwister Raspe. Erst das Gackern und Scharren von Hühnern ließ ihn aufsehen und er erblickte nicht allzu weit vor sich das ärmliche, zerfallene Anwesen. Die Leute hatten recht gehabt, Matthias mußte noch krank sein, denn in der vorn offenen Werkstatt sah's still und öde aus. Auf dem Blasebalg in der Esse hatte sich's ein Kästchen bequem gemacht und auf dem Ambos stand stolz ein bunter Hahn, klappte mit den Flügeln und ließ mit hoch erhobenem Haupt und fest geschlossenen Augen ein besonders kräftiges „Kikeriki!“ ertönen.

Ehlert fuhr, wie aus einem Traum aufgeschreckt, zusammen; der Nachmittagssonnenschein eines späten Septembertages lag über der Gegend und sein rötlich goldiger Schimmer zitterte durch die Zweige eines alten Pflaumenbaumes seinwärts vom Hause, huschte über den Giebel des Strohdachs hinab und spiegelte sich in den kleinen, bleigefärbten Fensterscheiben. Auf der morschen Holzbank vor der halb offenen Thür lag eine grobe Schürze und auf der Erde stand ein Korb mit frischen grünen Kräutern. Der Förster fühlte, wie sich das Blut siedendheiß zu Kopf und Herzen drängte, es überkam ihn ein Gefühl der Behmut, wie es dem lebensfrischen Naturmenschen bislang fremd gewesen. Dort war das Häuschen, in dem sie lebte und schaffte, auf jener Bank hatte sie bis vor kurzem vielleicht gegessen und mit den fleißigen, schlanken Fingern die heilsamen Kräuter verlesen, er sah sie so deutlich vor sich in dem schlichten braunen Arbeitskleid, mit den halb aufgestreiften Ärmeln, die den vollen Arm frei ließen, das rote Tuch um die runden Schultern und dem leicht gesenkten Kopf, von dem die langen schwarzen Zöpfe hinabhängten. — Es faßte ihn ein Verlangen, näher zu treten und einen Blick in das Häuschen, die Stube zu thun, sie wirklich einmal wieder anschauen zu können von Angesicht zu Angesicht; sie war wohl nur aufgestanden, um nach dem kranken Bruder zu sehen, vielleicht kam sie bald wieder. Wie sein Herz rascher klopfte bei dem Gedanken, sie könne jetzt in dem Thürrahmen erscheinen! Unwillkürlich verlangsamte er seinen Schritt, stand von Zeit zu Zeit still und sah dabei verstohlen nach dem Häuschen hinüber; aber es blieb alles, wie es war, öde und einsam, kein menschliches Wesen ließ sich blicken und mit finster gerunzelter Stirn, ohne noch einmal umzuschauen, schritt er dann die Straße entlang, quer selbein.

Drinne im Stübchen stand Susanne Raspe; die Hände fest auf die plumpe Lehne des Stuhles gestemmt, von der Gardine verborgen, schaute sie durchs Fenster und folgte mit starrem Blick dem Davoneilenden; die vollen Lippen waren fest auf einander gepreßt und nur das leidenschaftliche Wogen des Busens verriet das heiß pulsirende Leben der schönen Gestalt; in dem Binsensessel am Ofen saß Matthias; er sah bleich und abgezehrt aus; zwischen den Knien hielt er ein halb fertiges Körbchen, von Weidenruten geflochten, an dem er eifrig weiter arbeitete, ohne auf die Schwester zu achten; erst als diese sich, tief aufseufzend, nach dem Fenster verbog, warf er einen flüchtigen Blick zu ihr hinüber.

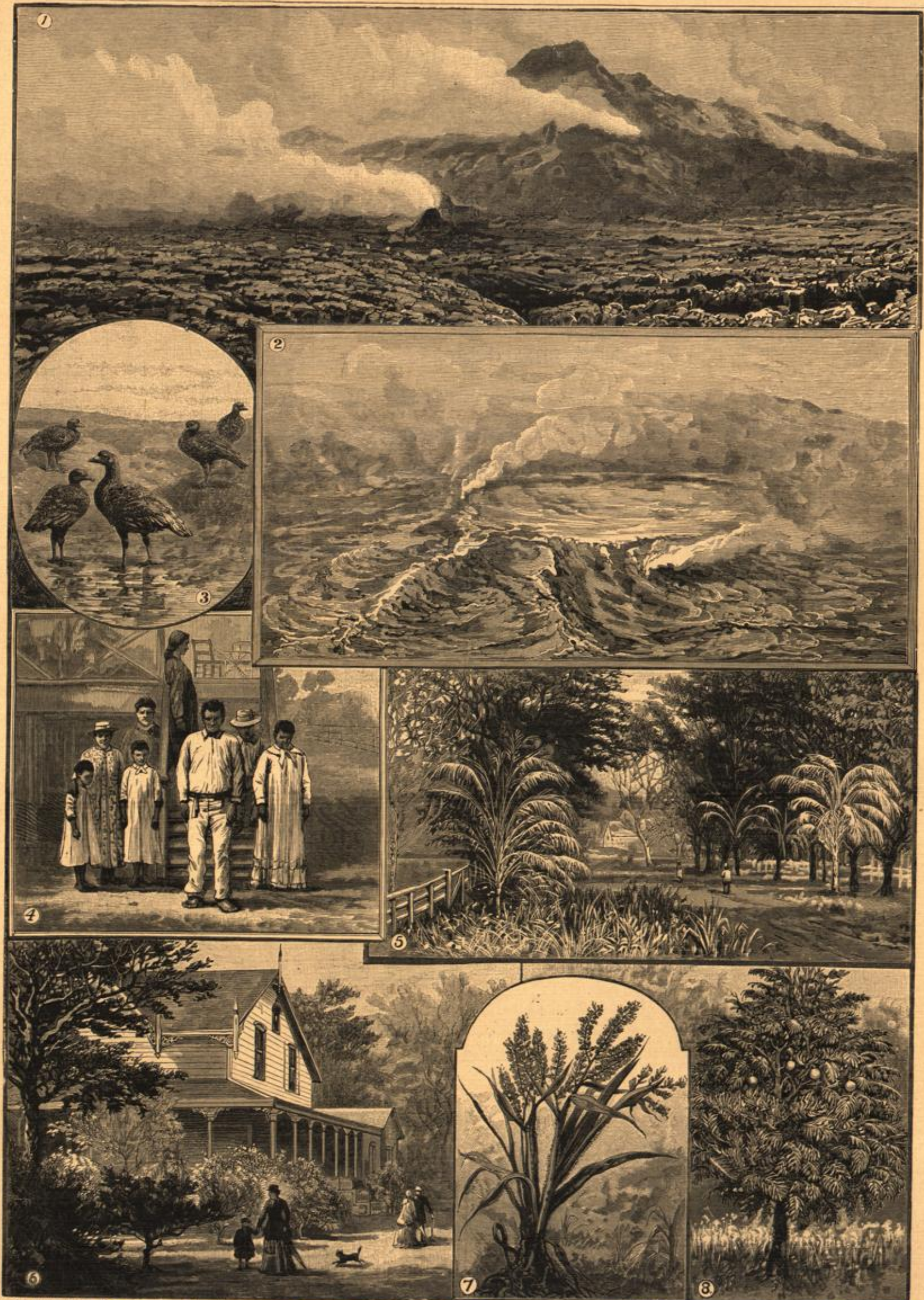
„Du, Susi, was gibst' denn da so Besonderes zu schauen?“ fragte er. „Kannst' mir doch auch sagen, man sieht und hört ja so schon nichts hier bei dem elenden Leben.“

Er warf den Korb zur Seite und machte Miene, sich zu erheben, aber im Nu war die Schwester an seiner Seite und ihn mit kräftigen Armen umschließend, drückte sie ihn sanft in den Stuhl zurück.

„Nicht wert der Müß' des Aufstehens, Matthias,“ sagte sie, „ich hab' nur nach dem Federvieh gesehen; wart einen Augenblick, ich bring' Dir gleich einen Topf frische Milch und hernach kommt mit mir in den Garten. Heute



Eine Madrider Schönheit. Originalzeichnung von Hermann Rigg.



1. Der Mauna Loa. — 2. Der Feuersee. — 3. Hawaïische Gänse. — 4. Eingeborene von Hawaii. — 5. Klee von Algarobädämen in Honolulu. — 6. Haus in Honolulu. — 7. Dianella ensifolia. — 8. Brotfruchtbaum.
 Skizzen aus Hawaii (Sandwichinseln). (S. 329.)

zum Abend hab' ich auch ganz was Extras für Dich, wirst Dich wundern."

Einem weniger unbefangenen Gemüt als dem des Matthias würde die Hast im Wesen des Mädchens nicht entgangen sein, er aber that ihr lächelnd den Willen und als sie nach wenigen Minuten mit einem Topf frischer Ziegenmilch ins Zimmer trat, fand sie ihn schon wieder mit seinem Korbe beschäftigt.

"Du gutes, braves Mädel, Du," sagte er, dankbar ihre Hand streichelnd, "was sollt' ich nur anfangen ohne Dich? Du hast so viele Müß' mit mir und arbeitest und verdienst dabei für zwei."

Susanne strich ihm mit liebender Sorgfalt das Haar aus der hohen Stirn.

"Laß nur gut sein, Matthias," sagte sie; "es wird schon mal wieder eine andere Zeit kommen, und mir wird's auch nicht so schwer. Hernach aber, wenn Du wieder stark und kräftig bist, da gehen wir fort, nicht wahr? Wir gehen," setzte sie dringend hinzu, "weit fort, Du verdingst Dich als Schmiedegessele und ich als Magd."

Der Bursche hob trotzig den Kopf.

"So weit hat er's getrieben," murmelte er, "so weit, daß ich von Haus und Hof gehen muß, bloß um ein elendes Stück Wild, das doch die Reichen zusammenschleppen haufenweise! Nein, ich thu's nicht, erst recht nicht!"

"Habere nicht mit dem Förster, Matthei," bat Susanne, sanfter und zuträulicher als sonst ihre Art war, "er that ja nur — was er mußte."

"Was er mußte?" brauste der andere empor springend auf und ballte die nervigen Fäuste. "Dirne, mach mich nicht wild und fuchtig durch solche Redereien. Ist das ein 'Muß', einen armen Kerl in Krankheit und Elend zu stürzen? Wo hast denn auf einmal all die weichen Redensarten her? Hast doch sonst ganz anders geredet und selbst manchen guten Schuß gethan; hast's ja als Kind bei ihm selbst gelernt, so fein, daß Du besser mit dem Stutzen umzugehen weißt wie mancher Bursche. Denk nur an das Preisviehchen und an manchen Birschgang, den wir zwei mit einander gemacht."

Flammende Röte wechselte mit Totenblässe auf dem Antlitz Susannens, sie bewegte die zitternden Lippen, ohne ein Wort hervorzubringen, Matthias wandte ihr den Rücken, warf die Thür hinter sich ins Schloß und ging in den Garten. Als das Mädchen sich allein sah, rang es in wilder, leidenschaftlicher Erregung die Hände zum Himmel.

"Was ist denn nur geschehen mit mir, lieber Herrgott," rief sie angstvoll, "und was muß ich thun, was ist das Rechte? Will ich dem Matthei sein Bestes, wenn ich ihn bitte, fortzugehen von hier?" Sie starrte minutenlang vor sich nieder. "Nein, nein, es ist nicht seinetwegen, daß ich ihn dazu bereben müßt, es ist wegen des andern. Sonst — da war mir alles gleich, was er that, auch das Wildern, ich fragte nicht nach Recht oder Unrecht, bis — bis ich ihn wiedergesehen hab', und seit ich weiß, daß Matthei ihm nach dem Leben trachtet! Sonst, ja, sonst, da war mir der Bruder das Liebste, aber jetzt fühl' ich's und weiß ich's, daß es jemand gibt, den ich tausendmal mehr lieb hab', mehr als alles auf der ganzen Welt, mehr als mein Leben."

Sie sank auf den elenden Holzstuhl am Fenster nieder, legte den Arm auf den Tisch, drückte die Stirn hinein und ließ den Thränen, die aus ihren Augen strömten, freien Lauf. Wild, ungebändigt wogten die Gefühle der Liebe und Verzweiflung durch ihr Herz. Sie war dem Förster schon als Kind in Liebe zugethan gewesen, und ihr selbst noch unbewußt, war bei jenem ersten Begegnen nach der langen Trennung nur die Sorge um sein Leben die Veranlassung gewesen, ihn von der Verfolgung der Wilder zurückzuhalten; damals freilich, meinte sie, es sei des Bruders wegen geschehen, heut wußte sie's besser. Dann kam der Schuß auf Matthias, und in dem Augenblick, wo jener in seiner Wut den Schwur that, sich an dem Förster zu rächen, in jenen Stunden der Sorge um den Bruder und der Angst um das, was später kommen könne, da hatte sich die Liebe, die heiße, leidenschaftliche Liebe durchgerungen in ihrem Herzen, ob sie auch mit aller Gewalt sich sträubte, ob sie ihm auch zürnte, ob sie ihm gesagt, sie hasse ihn, ob sie ihm trotzig ein gutes Wort und jedes Wiedersehen geweigert — die Liebe war doch geblieben und sie war gewachsen von Tag zu Tag. Sie wußte auch ebenso gut, wie's um ihn bestellt war, sie hatte heimlich verborgen, Nacht für Nacht im Gebüsch an der Höllenschlucht gelegen, hatte gesehen, wie er dort auf sie gewartet oft bis zum Morgengrauen.

Sie hatte es auch heute wahrgenommen, wie bleich, wie kummervoll er ausah, und sie wußte gut genug, was ihn quälte, aber wenn ihr Herz dabei aufjubeln wollte in seliger Lust, dann sagte ihr doch der Gedanke an ihre Armut, ein Blick auf ihren Bruder, daß jede Hoffnung trügerisch und daß sie zwei niemals zusammenkommen könnten.

Mittlerweile war, ohne daß Susanne es in ihrem Hinbrüten bemerkte, die Dämmerung hereingebrochen — sie sah noch ganz wie vorhin am Tisch, als der Bruder wieder eintrat, achtete auch nicht darauf, daß auf seinem Antlitz ein Ausdruck von triumphirender Freude lag.

"Nun, Susi, richt' zum Abendbrot, 's ist spät," sagte er.

Ohne ein Wort der Entgegnung stand sie auf; über die Diele gehend, warf sie einen Blick in den dämmerigen Abend hinaus und da war es ihr, als ob eine dunkle Gestalt vom Fenster weg um die Ecke des Hauses verschwände. Blihtartig durchzuckte sie der Gedanke, daß es einer der Spiegegesellen des Bruders gewesen sein müsse, ihr Herz klopfte unruhig in der Brust und von diesem Gedanken erfüllt bereitete sie lässiger als sonst das bescheidene Mahl.

"Susi," ertönte plötzlich Matthias' Stimme, "mach doch eilig, ich hab' Hunger und 's ist bald acht Uhr!"

Dieses Antreiben zur Eile bestätigte ihren Argwohn, um aber keinen Verdacht zu erregen, schüttete sie rasch die Suppe in den Knapf und trat in die Stube; sie sah eben noch, wie Matthias einen der schweren Holzstühle mit dem kranken Arm in der Luft schwenkte und denselben nicht ohne Verlegenheit rasch hinstellte.

"Schau, schau, Matthei," rief sie, "bist schon so weit?" "Ich hab' mal versucht — es macht sich halbwegs, in den nächsten Tagen fang' ich an zu arbeiten, dann sollst Du's gut haben, Mädel."

Er legte den Arm um ihre Hüfte und zog sie an sich; zum erstenmal hatte Susanne das Gefühl, als ob sie die Liebkosung des Bruders nicht verdiene, sie machte sich von ihm los und die Geschwister verzehrten bei gleichgültigem Gespräch ihr Abendbrot, Matthias konnte eine unbestimmte Unruhe nur schlecht verbergen. Gegen zehn Uhr wünschte er der Schwester gute Nacht und ging in seine Kammer hinüber, Susanne verschloß ihre Thür wie allabendlich von innen und bald lag das einsame Haus still und dunkel im Schatten der Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Monumente der Scaliger zu Verona.

Grab Mastino II.

(Bild S. 338.)

Verona, geschnitten von der Alpen hoher Mayer, liegt am Rande des immer blühenden und duftenden Ebens der lombardischen Ebene zu beiden Seiten der Etich, welche ihre klaren Fluten zwischen den Häusermassen hinrollt. Seine Glanzzeit war das Mittelalter, wo es kurze Zeit eine bedeutende Rolle spielte, als es keine Unabhängigkeit eroberte und die Republik aufrichtete. Dieselbe dauerte nicht. Nach langen Kämpfen, in denen bald dies, bald jenes mächtige Geschlecht die Zügel der Regierung faßte, kamen die Scaliger zur Herrschaft, in der sie sich über hundert- und siebenzig Jahre behaupteten.

Die prächtigen Grabmonumente dieser Adelsdynastie in eine Umschließung der Kirche Santa Maria l'Antica hineingebaut, an offener Straße liegend, nahe der Piazza dei Signori, gehören zu den schönsten Mustern der Skulptur aus der Blütezeit gotischer Kunst. Das Grab Mastino II., das unser Bild veranschaulicht, ist ein vollendetes Kunstwerk, ein vortreffliches, von einem Säulengestragenen Prachtbühnen überwölbter Aufbau mit der üblichen Doppelfigur, Mastino im Leben und im Tode darstellend.

Die Erhaltung dieser Monumente ist erstaunlich gut, wenn man erwägt, daß sie über fünfhundert Jahre schutzlos allen Wecheln der Witterung und der Ereignisse ausgesetzt waren. Wie oft tobte das Getöse von Krieg und Aufruhr an ihnen vorüber!

Auf dem Wege zum Bureau.

(Bild S. 339.)

Der Künstler braucht in Petersburg nicht lange nach originellen Bildern, nach typischen Gestalten zu suchen. Die ganze Stadt trägt einen so ausgeprägten und eigenartigen Charakter, daß man wirklich nur ins volle Leben hineinzugreifen braucht, um da, wo man es anpaßt, Interessantes zu finden. Schon der erste Anblick der Stadt wirkt auf den Reisenden befremdlich. Die buntesten Häuser, auf denen noch buntere Aushängeschilder prangen; die mit spitzen Steinen ausgepflasterten Straßen, die in der Regel mit Schmutz oder tiefem Schnee bedeckt sind; die graue, trübe Atmosphäre; die verschiedenartigen Fuhrwerke, Gestalten, Trachten — das alles erzeugt einen ganz eigentümlichen Eindruck. Man glaubt sich in eine neue Welt versetzt, und so ist es in der That. Man braucht zwar nicht lange, um sich in derselben heimisch zu fühlen, aber lange, um dieselbe zu verstehen und zu begreifen. Nach und nach gewöhnt sich unser Auge an die Bilder, die anfangs nur unser Staunen erregten. Wir wandern langsam durch die Straßen und lassen die Kontraste von schön und häßlich, die in Petersburg wie in keiner Stadt so nah bei einander liegen, an uns vorüberziehen. Die Hauptverkehrsadern, wie der Newskyprospekt und die Große Morskaja, sind prachtvolle, breite, mit Holzpflaster ausgelegte und elektrischem Glühlicht beleuchtete Straßen. Ein glänzender Kaufmann reißt sich an den andern. Was dem Fremdling besonders auffällt, ist, daß er selbst mitten im Winter in den Schaufenstern Blumen und Früchte von so außerordentlicher Schönheit erblickt, wie man sie selbst in südlichen Gegenden selten zu sehen bekommt. Der herrliche Newaquaai mit seinen Palästen, die riesigen Plätze, auf denen sich die Kathedralen mit ihren goldenen Kuppeln erheben, das sind Teile der Stadt, wo man gerne verweilt. Nicht minder anziehend aber ist das bunte Gewimmel in den großen Bazzars, wie der Gostinnoi Dwor, auf den Märkten und in den Straßen, wo die großen Etagenhäuser gelegen sind, die vom ärmeren Teil der Bevölkerung bewohnt werden. Das Aussehen der Straßen selbst wechselt natürlich zu jeder Tagesstunde. Der geschäftliche Hauptverkehr beginnt verhältnismäßig spät, namentlich im Winter.

Was zu den größten Annehmlichkeiten Petersburgs gehört, ist, daß man zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, sogar in Gegenden, die vom Zentrum weit entfernt sind, immer einen Iswoschit (Fuhrmann) bekommen kann, der einen für wenige Kopelen von einem Ende der Stadt zum andern fährt. Der Iswoschit ist für Petersburg durchaus typisch. Unser Bild veranschaulicht uns ein solches Gefährt nebst Kutscher aufs beste. Der Kutscher trägt einen dunkelblauen, gewöhnlich recht schabigen langen Kittel (Kattan), der durch einen bunten Gürtel zusammengehalten wird, auf dem Kopfe sitzt eine tief auf die Stirn herabgestülpte Pelzmütze, die Hände stecken in Hauthandschuhen. Die Pferde sind meist klein, struppig und unansehnlich, aber sie laufen ganz ausgezeichnet — doch natürlich nur dann, wenn man dem Kutscher ein Trinkgeld verspricht. Die Schlitten sind klein und leicht und mit warmen, wollenen, pelzbelegten Decken versehen. Eine Fahrtzeit gibt es nicht. Sobald man aus dem Hause heraustritt, ruft man: "Gi Iswoschit!" Sogleich sind zwei oder drei zur Stelle. Man nennt die Straße und einen möglichst geringen Fahrpreis, etwa 10 oder 15 Kopelen (20 bis 30 Pfennig); mit 20 Kopelen kommt man schon sehr weit. Nach vielfachen Verhandlungen, Ausrufen, Geflüsterungen und Beteuerungen fährt der Iswoschit, auch kurzweg Wanisa (von Wan, Johanna) genannt, vor und bringt uns schnell und sicher ans Ziel. Der Inbegriff des Schlittens auf unserem Bilde ist offenbar ein Beamter auf dem Wege zum Bureau. Da er sich den Luxus gestattet, einen Iswoschit und nicht die Pferdebahn als Beförderungsmittel zu benützen, bescheidet er schon einen gewissen Rang. Sein Wesen ist noch bescheiden und doch tritt er, namentlich seinen Untergebenen gegenüber, mit einer gewissen Wichtigkeit auf; wenn er — in den warmen Pelz gehüllt, das große Portefeuille unter dem Arm — des Morgens zwischen elf und zwölf Uhr in sein Departement des Ministeriums fährt, blickt er würdevoll auf die Vorübergehenden. Ein glattrasiertes Gesicht, eine goldene Brille, ein schlaues, vorsichtiges Lächeln, eine sich verneigende, händereibende Gestalt in Vizeuniform (dunkelgrüner Frack mit goldenen Knöpfen), das ist der Typus eines solchen Beamten.

68. C.

Das Wasserfest zu Kalewa, British-Birma.

(Bild S. 342.)

British-Birma, Vizekönigreich der indo-britischen Reiche, umfaßt die 1826 und 1852 vom Königreich Birma erworbenen Provinzen Arakan, Pegu und Tenasserim. Zum Teil dicht bewaldet und während des Sommermonsuns von reichen Niederschlägen betroffen, wird das Land von zahlreichen, meist südlich gerichteten Flußläufen durchzogen; es ist im ganzen schwach bevölkert, die herrschende Religion der Buddhismus, der unter der Gesamtbevölkerung von nur etwa 3 Millionen circa 2,500,000 Befekner zählt.

Unsere hübsche Skizze, von Lieutenant W. E. Hill vom achtzehnten bengalischen Infanterieregiment an Ort und Stelle aufgenommen, illustriert eines der religiösen Feste der Buddha-gläubigen. In der Zeit, da die Flußufer des Chinwin nicht überschwemmt sind von den Niederschlägen des Monsuns, kommen jährlich eine Menge von Birmanen aller Rangklassen von den benachbarten Dörfern, die Pagode zu Kalewa zu besuchen; die Alten, um für ihre vergangenen Sünden Vergebung zu erlangen, die Jungen, um für das Glück ihrer Zukunft zu beten. Jeder Haushalt bringt seine Früchte und Blumenopfer, die ersten für die Priester, die letzteren zum Ausschmuck der Pagode. Die Scene ist ungemein malerisch und farbenbunt, haben doch all die frommen Beter ihre besten Kleider angethan, sowohl Männer wie das schöne Geschlecht. Die ärmeren Klassen tragen nicht viel Gewandung an sich, das wenige jedoch reinlich und nett; die Reichen dagegen prangen in kostbaren seidnen Armeileidern, deren laute Farben mit viel Geschmack zusammengestellt sind.

Wenn die Pilger mit ihren Booten an der kleinen Insel, auf deren hochgetürmtem Gipfel die Pagode sich erhebt, angelangt sind, betreten sie diese mit tiefer Verbeugung und ziehen ehrerbietig die Sandalen aus, welche sie nun in der Hand tragen. Dann steigen sie zwischen den beiden schroffen Treppengängen, die zu Anfang der Treppe stehen, hinauf; beim ersten Abstieg knien sie nieder und beginnen das erste Gebet, ihren Rosenkranz herjagend und Betel dazu kauend. Dann geht es zur nächsten Plattform und so weiter bis zur Pagode selbst, wo sie ihre Gaben darreichen. — Das Fest leitet seinen Namen „Wasserfest“ von dem dabei geübten Brauche der Bootinsassen her, ihre Schiffsnachbarn möglichst mit Wasser zu bespritzen.

Kalewa ist auch durch seine Wirbel und Stromschnellen bekannt; dieselben in schmalem Boot zu befahren ist ein beliebter Sport der englischen Offiziere. Manches unglücklich geleiteter Kahn wurde jedoch bei der gefährlicheren Stromschnellenfahrt schon an den mitten aus den Wirbeln hervorragenden Felsen geschleudert, der für Schiff und Schiffer verderblichend ist.

Im wilden Westen.

(Bild S. 339.)

„Buffalo Bill“, der Held des „wilden Westens“, der vorigen Sommer in London laufende von Zirkusgebern zu seinen Prärie-schaupielen lockte, ist eine Gestalt, die nebst all dem, was er dem Publikum vorführt, weit über den Rahmen gewöhnlicher Jahrmarktsercheinungen hinausragt. Da er, wie es heißt, mit seiner Truppe die diesjährige Pariser Weltausstellung und wohl auch noch andere Städte Europas besuchen wird, so mag es für unsere Leser nicht uninteressant sein, in Bild und Wort den von der Sportwelt der ganzen Erde gekannten kühnen Jäger näher kennen zu lernen.

Begeben wir uns zu einer seiner Schaustellungen, diesmal eine Bison- und Wapitihirschjagd, wie unser Bild es illustriert. Vor unserer Auge befindet sich die Arena, deren Umfang etwas über einen halben Kilometer beträgt. Der Horizont ist von haushohen Coulissen begrenzt, auf welchen die Hand des Malers

in etwas grellen Farben eine Felsenlandschaft mit Wasserfällen, steilen Klippen, Urwäldern und Berggipfeln geschickt dargestellt hat. In der Front des Amphitheaters befindet sich eine aus rohen Baumstämmen zusammengebaute Tribüne, von welcher herab der Adjutant Buffalo Bills das Programm ankündigt, sowie die hervorragendsten Mitglieder der zwischen zwei- und dreihundert Mitglieder zählenden Truppe den Zuschauern vorstellt.

Der Aufmarsch oder besser Auftritt dieser Leute (denn sie sind alle zu Pferde) ist prächtig. Kaum sind die letzten Töne der Trompete verklungen, als auch aus den geöffneten Waggonkästen schon ein Rudel prächtiger Wapitis hervorstürmen, Brachtiere jener großen, hartgebauten Hirschart, die sich in geringer, stets abnehmender Zahl in den westlichen Ebenen Nordamerikas noch vorfindet; ihnen nach, mit lautem Brüllen, ein Tugend-Gremplare jener gleichfalls auf dem Aussterberetat stehenden, wehrhaften Tiergattung: des amerikanischen Bisons. Mit gekrümmtem, breitem Kopfe stürmen sie vor, verfolgt von Buffalo Bills mit einem Teile seiner Indianer, die von ihren flinken Pferden herab ihre Geschosse auf die fliehende Herde entfeuern. Mit hochgeschwungenem, am Sattel befestigtem Kasso sprengen die Cow-boys des Unternehmers daher, echte wilde Gejellen der Prärie, den Gürtel voll Messer und Pistolen, das verzogene Gesicht mit den entschlossenen Zügen von riesigem Gute überschattet. Sausend fliegt die sicher geworfene Schlinge um den Hals eines der Wapiti, ein Rud, still steht das Pferd des Reiters, straff zieht sich die Leine, und das Tier ist dem Jäger verfallen.

Die Vaqueros, die an dieser Darstellung ebenfalls teilnehmen, sind die Elegants unter den Cow-boys, ihre buntgezeichnete mexikanische Tracht, ihre geschliffenen, mit Silberknöpfen besetzten Lederhosen, die blau- oder rotgefärbte Schärpe, die großen Sporen, der elegante Sombrero — sie alle künden den Vaquero als den Abkömmling der spanischen Eroberer der neuen Welt an.

Dass die im Laufe der zweistündigen Vorstellung abgelegten Proben der Reit- und Schickkunst außerordentlich sind, ist wohl selbstverständlich. In den Wettritten sitzen die Indianer ohne Sattel zu Pferde; die Kniee weit vorgestreckt, die Fersen weit zurück, scheinen sie an ihrem Broncho oder Mustang zu kleben, und wenn sie sich, durch Umstände genötigt, seitwärts werfen, glaubt man, sie hängen bloß an einem Faden; besonders brillant ist der Ritt des Sturzhäuptlings in vollem Kriegsschmuck. Den Schluss der Vorstellung bildet eine echte Lederstrumpfgeschichte mit Geschrei, Geheiß und all dem Höllelärm eines Indianerüberfalls, ein Stück voll echter Realistik.



Das Cavalletto.

Noch bis in die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts hinein wurde an den Nachkommen der alten Römer in der „ewigen Stadt“ die öffentliche Prügelstrafe vollzogen. Ein Edikt vom 3. März 1821 empfiehlt die Beobachtung des Fastens und der Fastenzeiten in der Fastenzeit und bedroht alle, welche sich die geringste Verletzung der diesbezüglichen Gesetze zu Schulden kommen ließen, „mit der unausbleiblichen Strafe von fünfzig bis hundert Hieben auf dem Cavalletto, auf der Straße oder vor ihren respektiven Wirt- oder Kaffeehäusern“, mit derselben Strafe auch alle diejenigen, welche gegenwärtigen Befehl nicht an dem am meisten in die Augen fallenden Orte ihrer Speisefälle aufhängen. — Der Genuss also oder die bloße Verabreichung von Milch etwa oder weichen Eiern während der Fasten hatte unfehlbar eine sehr empfindliche Prügelstrafe zur Folge. Diefelbe wurde auf einem Gestell vollzogen, das aus vier hölzernen Beinen mit zwei darauf ruhenden, oben spitz zulaufenden Pfosten bestand. Dieser Bod, dessen vordere Beine um ein Erhebliches niedriger waren als die hinteren, hieß das „Cavalletto“, zu deutsch „kleines Pferdchen“, und war in der Stadt der sieben Hügel sehr gebräuchlich und oft gesehen auf Straßen und auf Plätzen. Der zum „Reiten“ auf diesem Cavalletto Verurteilte wurde von zwei Gendarmen geleitet, welche ihm den Steigbügel hielten und ihn zum Aufsitzen zwangen, sobald er sich sträubte, das verdächtige Ross freiwillig zu besteigen. Sah der Aermste zum Gaudium der umstehenden Gasse erst oben, so wurde er derart hingelagt, daß der Kopf den untersten Teil des Cavalletto einnahm, und in dieser Stellung hatte der Delinquent den ganzen entkleideten Rücken hinunter die vorkristmähigen Hiebe mit dem Ochsenziemer in Empfang zu nehmen, ohne daß dadurch eine Geldstrafe für den „Denker“ und sonstige kleine Unkosten beeinträchtigt worden wären. Nicht nur für die Uebertreter der Fasten jedoch trat das Cavalletto in Thätigkeit, sondern überall, insbesondere auch wo es einen Menschenauflauf oder Staudmacher gab, konnte man das „kleine Pferdchen“ alsbald eiligst heran-„tragen“ sehen. Sonderbarerweise stand es auch fast immer vor der Thür der Schauspielhäuser, denn hier erwartete es jeden, der die Dichter oder Schauspieler ausprüff, so daß es zum sichersten Mittel wurde, dem schlechtesten Stücke eine glimpfliche Aufnahme zu verschaffen. — Außer dem Cavalletto, der „wandernden Tortur“, gab es in jener Zeit zu Rom auch eine unbewegliche. Diese befand sich mitten auf dem Ravonneplatz und bestand in einem Gerüste, auf dem eine Art Pult mit zwei Löchern angebracht war, durch welche der Verurteilte wohl oder übel die Arme zu stecken hatte, die sodann durch eine Schraube unbeweglich festgehalten wurden. In knieender Stellung empfing derselbe nunmehr vom Denker eine unbestimmte Zahl Peitschenhiebe auf die Lenden, und zwar desto mehr, je weniger dem beauftragten Polizeidiener die Hand schlüpfertig gemacht worden — durch klingende Münze natürlich. Gewöhnlich wurde dieses Gerüst erst „im Bedarfsfalle“ aufgeschlagen; bei Festen jedoch, während des Karnevals namentlich, hatte dasselbe auf dem

Ravonneplatz, sowie bei dem Corso, wo alle Massen zusammentrafen, seinen immerwährenden Stand, und der Vollstrecker der Prügelstrafe wandelte majestätischen Schrittes neben demselben auf und ab, bis es Arbeit gab. Und dieses Gerüst fürchteten die Nachkommen des Horaz noch weit mehr, als das „kleine Pferdchen“, das weder sich bäumte, noch ausschlug, und von dem der Reiter doch allemal geschunden herabstieg — das Cavalletto.

Das Ballet der Japaner.

Ueber das Ballet der Japaner veröffentlicht die „Times“ in einem Briefe aus Kioto die nachfolgenden, kulturgeschichtlich nicht uninteressanten Einzelheiten: Das Kaburenjohtheater in Kioto, in welchem die Balletaufführungen stattfinden, ist eine schlichte, aus Holz gebaute Halle von 20 Meter Länge und 18 Meter Breite, deren leichte Bedachung mit vierlichen Schnitzarbeiten geschmückt ist. Die Bühne nimmt nicht, wie bei uns, bloß die Stirnseite, sondern drei Seiten des Saales ein; die vierte wird von der kaiserlichen Loge occupirt. Unterhalb dieser Loge befindet sich das Parterre mit mehreren Sitzreihen und das Parterre, das ein Parterre im wahren Wortsinne ist, da es hier weder Stühle noch Bänke gibt und die Zuschauer nach landesüblicher Sitte auf dem mit Matten belegten Boden niederhocken müssen. Jede der drei Abteilungen der Bühne ist mit einem weißseidenen Vorhang verdeckt, auf welchem in flatter Malerei Fichtenzweige, Bambusstämme und blühende Pfingstrosen — Sinnbilder der Lebenskraft, der Festigkeit und der Frühlingsanmut — dargestellt sind. Die Ausstattung des Saales, der teils mit Kerzen, teils mit farbigen Papierlampen beleuchtet wird, ist von einer sehr hübschen Wirkung.

Die drei Vorhänge gehen gleichzeitig in die Höhe. Auf der Hauptbühne steht man einen Garten mit einem zierlichen Pavillon; auf jeder der Seitenbühnen ist eine mit rotem Stoff verhängte Estrade aufgestellt, auf der ein aus acht jungen, hübschen Mädchen bestehendes Orchester Platz genommen hat. Die Mädchen auf der rechten Estrade spielen die „Samisen“, eine Art Guitare mit drei Saiten, welche nicht mit den Fingern, sondern mit einem Eisenbein in Schwingungen versetzt werden. Das linksitige Orchester gebietet über drei Instrumente; die eine Hälfte der Musikantinnen schlägt den „Tjanzuri“, der ungefähr unserem Tambourin entspricht, die andere Hälfte spielt bald auf dem „Taito“, einer flachen Trommel, bald wird ein Glodenpiel hervorgeholt, das mit seinen silbernen Klängen einen ganz lieblichen Effekt erzielt. Dazu fügen die Mädchen mit angenehmer Stimme im Chor. Im großen und ganzen freilich macht die japanische Musik auf europäische Ohren keinen gerade entzückenden Eindruck. Das größte Lob aber verdienen die Musiker selbst; sie sind ausgezeichnet gekunstet, ihr Ensemble ist tadellos und sie verstehen es wunderbar, ihr Spiel dem Tanze anzupassen.

Dieser Tanz ist stets von edler, fast feierlicher Schönheit; er hat durchaus nichts mit den Tänzen unseres Ballets gemein. Die japanischen Tänze mit ihren anmutsvollen, geschmeidigen Bewegungen bieten eine wahre Augenweide. Die Tänzerinnen, die insgesamt jung und hübsch sind, erscheinen in reizenden Kostümen, weder hochgeschürzt noch dekoriert: in Doppelreihen schreiten sie über die Seitenbühnen gegen die Hauptbühne unter fast unmerklichen Körperbewegungen, die aber trotzdem die Wohlgestalt der Tänzerinnen bestens zur Geltung gelangen lassen. Das Ballet der Japaner ist niemals ein Schauspiel ohne Worte, in welchem durch konventionelles Nienenspiel dieses oder jenes Gefühl ausgedrückt werden soll; es erhebt nur den Anspruch, durch weibliche Grazie und Schmiegsamkeit das Auge zu ergötzen.

Die „Mairios“, wie die japanischen Ballerinen heißen, stehen durchweg im Alter von sechzehn bis achtzehn Jahren; sie sind alle von ausgezeichneter Schönheit und vollendetem Körperwuchs; in ihnen ist der japanische Typus am reizendsten und vollendetsten verkörpert. Sie tragen verschiedenartige Kreppkostüme, die mit dem „Kimono“, einem breiten seidenen Gürtel, zusammengehalten werden. Niemals fehlt in ihren kleinen Händen der Fächer, der bei ihren Tänzen eine sehr wichtige Rolle spielt. Unter den langen Gewändern, die in malerischen Falten niederfallen, vermag man kaum ihre Kinderfüßchen zu sehen. Unter den Klängen einer sanften Musik bewegen sie sich langsam in mannigfaltigster Weise über die Bühne, bald sich verneigend, bald wieder in anmutige Gruppen sich auflösend.

Der Tanz ist von lieblicher Sittsamkeit, eine Art Menuet oder Gavotte; er erfordert keine übermäßige Anstrengung der Lungen und der Beine, sein Zweck ist, die Zuschauer durch die Harmonie der Linien, die Genauigkeit der Bewegungen, die Schönheit der Gewänder und Farben zu erfreuen; gleichzeitig aber bestimmt und behütet er die weibliche Etikette Japans in ihren reinsten und vornehmsten Traditionen.

Die Höhe der Feuerkugeln und Sternschnuppen.

Ueber die Höhen, in welchen Feuerkugeln und Sternschnuppen im allgemeinen sichtbar sind, hat jüngst der Astronom Denning in London einige interessante Ergebnisse erhalten. Im ganzen wurden 80 in den Jahren 1865—1887 beobachtete Meteore der Rechnung unterzogen. Es ergab sich, daß im Durchschnitt bei Beginn der Erscheinung ein Meteor eine Höhe von 69 Meilen erreicht und beim Erlöschen 30 Meilen. Für die Sternschnuppen erster Größe und abwärts hingegen beträgt die Anfangshöhe 80, die Endhöhe 54 Meilen, für den mittleren Lauf 67 Meilen. Es scheint somit, daß die Feuerkugeln, bevor sie einen sichtbaren Grad des Glühens erlangen, 11 Meilen tiefer in die Atmosphäre eindringen als die kleinen Meteore, und daß sie beim schließlichsten Zerplatzen der Erde 24 Meilen näher sind als die schwächeren Meteore. Hierdurch wird es sehr wahrscheinlich, daß die teleskopischen Sternschnuppen, welche fast in jeder Nacht zu sehen sind, noch größere Höhen haben als die helleren unter diesen Körpern, welche dem bloßen Auge sichtbar sind. Sämtliche hier gemachten Zahlenangaben beziehen sich auf englische Meilen.

Ein Hagarssohn.

Eine Geschichte aus unserer Zeit

von

Sal Caine.

Nach einer Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Als der Tag zu Ende ging, beschloß der Vikar sein Tagewerk auf dem Felde und kehrte wohlgenut nach Hause zurück. Auf dem Heimweg machte er noch verschiedene Besorgungen zu Gunsten seines kleinen Hauswesens, welchem seine Mündel, Greta Lother, mit kundiger Hand und heiterem Sinne vorstand.

Kaum hatte er seinen Rock abgeworfen und seiner langen Stiefel sich entledigt, als Borne eintrat.

„Willkommen, Mister Borne“, rief der Vikar, „wie befinden Sie sich bei diesem rauhen Wetter? Sie kommen eben recht zum Abendessen! Hier, nehmen Sie Platz!“

„Danke, danke! Ich kam, um Ihnen die zehn Schillinge für Josef Parkinsons Leichenrede zu bringen und ein Pfund zwei Schillinge als Halbjahresbeitrag für die Gesellschaft zur Unterstützung armer Geistlicher.“

„Gut, gut! Man kann wirklich sagen, wenn es anfängt zu regnen, so gießt es auch gleich.“

„Und dann wollte ich auch ein Wort mit Ihnen über unsere junge Freundin Greta sprechen“, fuhr der Advokat salbungsvoll fort. „Ich denke, Sie haben sich nun mit dem Gedanken vertraut gemacht, sie zu verlieren?“

„Sie zu verlieren? — Greta?“ sagte der Vikar, sein Messer welegend. Lächelnd fuhr er dann fort: „O, Sie meinen, wenn Paul sie heiraten wird? Natürlich! Aber die Heirat wird noch eine Weile aufgeschoben.“

„Die Heirat mit Paul — nein“, sagte der Advokat, sich räuspert, „nicht so meinte ich.“

Der Vikar sah unruhig dem Advokaten ins Gesicht und verstummte.

„Herr Christian, Sie wurden von unserer teuren Freundin, Frau Lother, zum Vormund ihrer Tochter Greta bestimmt. Es ist jetzt Ihre Pflicht, darüber zu wachen, daß sie die richtigen Schritte thut zu ihrem zukünftigen Glück und Wohlergehen.“

„Gewiß, gewiß!“ sagte der Vikar.

„Sie sind ein alter Mann, Mister Christian, und sie ist ein junges Mädchen. Wenn Sie und ich nicht mehr sein werden, wird Greta Lother noch immer den Kampf des Lebens zu kämpfen haben.“

„Möge es Gott gefallen“, sagte der Vikar leise.

„Nun also, sollten Sie nicht dafür sorgen, daß sie einen Mann bekommt, der vereint mit ihr kämpfen kann?“

„Gewiß! Paul ist ein tüchtiger Burche und er liebt sie wie seine Seele. Ja, ich habe ihm sogar oft gesagt, seine Liebe zu dem Mädchen ist Ehedienst und eine Sünde vor Gott.“

„Sie sind da in einem Irrtum befangen, Mister Christian. Paul Ritson ist kein geeigneter Mann für Greta. Er ist ruiniert. Er hat sein väterliches Erbe zu Grunde gehen lassen. Es ist verpfändet bis auf den letzten Grassalm. Ich weiß das genau.“

Der Vikar schob seinen Stuhl zurück und starrte mit bestürzten Blicken ins Feuer.

„Ich wußte wohl, daß er sich in Verlegenheit befand“, sagte er, „aber nicht, daß die Sache schon so schlimm aussieht.“

„Aber sein verstörtes Wesen?“ sagte der Advokat.

„Nein, nein, ich kann nicht sagen, daß ich so etwas bemerkte. Er ist zuweilen etwas zerstreut. Doch das ist alles.“

„Und im Vergleich mit seinem Bruder — welcher ein Unterschied!“ sagte Borne.

„Gewiß, ein Unterschied ist vorhanden“, sagte der Geistliche.

„Dieser Geist, diese Intelligenz; er wird eines Tages der reichste Mann in Cumberland sein. Er hat ein Privilegium zum Bergbau gekauft und sein Bergwerk starrt von Erz. Jetzt richtet er darin Pumpwerke ein, errichtet Schmelzöfen und wird nächstens einen Eisenbahnstrang für die Abfuhr seines Erzes bis zum Bahnhof führen.“

„Und woher kam das Geld dazu?“

Borne blickte scharf zu dem Vikar auf.

„Es war sein Anteil am väterlichen Erbe.“

„Das ist ein großer Baum aus einem so kleinen Reis“, sagte der Geistliche nachdenklich, „und ein schnelles Wachstum überdies.“

„Mit Intelligenz und Unternehmungsgeist ist in dieser Welt viel zu erreichen“, bemerkte der Advokat. „Hugo Ritson ist ein verständiger und reich begabter junger Mann. Das ist ein Mann für Greta!“

„Herr Borne“, sagte der Vikar sehr ernst, „das Mädchen steht nicht zum Verkauf und der reichste Mann in Cumberland kann sie nicht erhandeln.“

„Sie mißverstehen mich, Mister Christian, glauben Sie mir“, beteuerte der Advokat mit bekümmelter Miene. „Ich sprach nur im Interesse unserer jungen Freundin.“

Als wohlwollender Freund von Robert Luthers Tochter, der längst im Grabe ruht, bitte ich Sie, die Heirat mit Paul Ritsen niemals zuzugeben."

"Das wird seinen Weg nehmen, wie es Gott gefällt," sagte der Vikar ruhig.

Der Advokat stand auf und legte seinen Mantel um. "Sie kann auch bei mir bleiben," fuhr der Vikar fort. "Nein, sie sollte jetzt heiraten," sagte Borne, der Thüre zuschreitend. "Sie hat das Alter dazu schon erreicht. Es wäre kaum zu rechtfertigen, sie noch länger zurückzuhalten."

"Wie? Was meinen Sie damit?" fragte der Vikar mit bestürzter Miene.

"Sie ist reich und sie ist jung. Ihr Reichthum kann ihr das Leben angenehm gestalten und ihre Jugend ist für Vergnügungen empfänglich."

Der gute, alte Vikar riß seine Augen weit auf mit dem Ausdruck des Erstaunens. Ratlos blickte er um sich, stand auf und setzte sich wieder.

"Daran habe ich niemals gedacht," sagte er leise und blickte lange nachdenklich ins Feuer.

Außen näherten sich schwere Schritte. Die Klinke wurde aufgehoben und Paul Ritsen trat ins Zimmer. Beim Geräusch seiner Schritte kam Greta voll Freude aus einem Nebengemache, um ihn zu begrüßen. Auch der Vikar erhob sich. Die Wollen waren von seiner Stirne verschwunden.

"Gute Nacht," sagte der Advokat, indem er die Thüre öffnete. "Ich habe vier lange Meilen Wege zu machen — und wie schrecklich dunkel!"

"Gute Nacht, Herr Borne!"

Paul hatte sich in der That sehr verändert. Sein Gesicht war bleich und verstimmt und sein Blick trüb und düster. Mit müder Gleichgültigkeit ließ er sich auf den Stuhl nieder, den ihm Greta zum Feuer geschoben hatte.

"Gerade zu rechter Zeit, um eine Partie zu machen, mein Junge," sprach Christian heiter.

Greta brachte das Schachbrett, die Figuren wurden aufgestellt. Der Vikar ließ sich behaglich zur Seite des Kamins nieder.

"Wissen Sie, Paul, daß ich heute viel von Ihnen sprechen hörte?"

"Von mir? Wo das?" fragte Paul, jedoch ohne besondere Neugierde zu zeigen.

"In Prudforts Schmiede, während ich auf dem Felde nahe beim Kreuzweg arbeitete. Der kleine Ogle behauptete, Sie hätten in der vorvergangenen Nacht im Noß in Redwid geschlafen. Aber Hieb, der Steinmetz, bestritt dies und bald ging der Streit los darüber."

"In meinem Leben habe ich niemals im Noß in Redwid geschlafen," erwiderte Paul, einen Bauer auf dem Schachbrett ziehend.

Greta saß strickend an der einen Seite des Herdfeuers. Das Räucherchen, um dessen Hals ein Glöckchen gebunden war, spielte mit Gretas zierlichen Pantöffelchen. Nur das Klirren der Nadeln, das Klingeln des Glöckchens und das abgemessene seniore Tictack der großen Wanduhr in der Ecke unterbrach die Stille.

Endlich richtete sich der Vikar in seinem Stuble auf. "Aber, Paul — Mann — Paul, was für ein schlechter Zug! Es geht ja stark rückwärts mit Ihnen! Früher gewannen Sie mir vier Partien ab von fünf — und jetzt kann ich Sie in die Tasche stecken!"

Die Partie endigte bald mit einem zufriedenen Lächeln des Vikars, mit einem spöttischen Scherzwort Gretas und einem gezwungenen Lachen Pauls.

Der Vikar hob von einem Bücherbrett einen gewichtigen Lederband herab.

"Ich muß meine Eintragung ins Tagebuch für heute machen und dann zu Bett gehen. Ich war vor Tag schon auf. Gute Nacht, ihr Zwei, gute Nacht!"

Eine Zeit lang herrschte tiefe Stille im Zimmer. Paul saß teilnahmslos da, bis Greta sich bemühte, seine schwermütige Stimmung zu überwinden. Ihre prächtigen Augen, in denen sich das flackernde Feuer spiegelte, ihre herzliche Fröhlichkeit, welche in schalkhaften Redereien und tollem Uebermut überschäumte, ihre Zärtlichkeit, ihr silberhelles, entzückendes Lachen, ihr Wis, ihr munteres Geplauder — alles wurde aufgeboten, um Pauls tiefe Traurigkeit zu bannen, zu zerstreuen. Doch alles war vergebens. Der düstere Blick des ernsten Gesichts erhellte

"Du bist unglücklich, Paul, und schon seit lange. Doch niemals hast Du mir die Ursache mitgeteilt. Sage sie mir jetzt!"

Die Spannung auf seinem Gesicht ließ nach.

"Wie kamst Du auf diesen Gedanken, Kleine?" fragte er in scherzendem Tone, ihr goldenes Haar glättend.

"Sage sie mir jetzt," wiederholte sie dringender. "Du mußt mich als ein Weib ansehen, das im Stande ist, Deinen Kummer zu teilen, nicht als ein Kind, mit dem man nur tändeln und scherzen kann. Bin ich nicht im Stande, Deine Sorgen mitzutragen, so bin ich auch nicht wert, Dein Weib zu sein. Also sage mir, Paul, was hat den Sonnenschein aus Deinem Leben genommen?"

"Der Sonnenschein ist nicht aus meinem Leben verschwunden, kleines Wesen, hier ist er ja," sagte Paul scherzend und führte seine Finger durch ihr glänzendes Haar.

Die leuchtenden Augen des Mädchens blickten traurig.

"Du spielst mit mir," sagte sie ernsthaft, "immer tändelst Du nur mit mir. Bin ich noch so sehr Kind oder habe ich Dein Mißfallen erregt?"

"Mißfallen? Du, Kleine? Ich glaube kaum," sagte Paul und seine Stimme klang ernster.

"Dann sprich, Geliebter. Du hast mir etwas zu sagen! Was ist es?"

"Ich kam, um Dich zu fragen —"

"Run, was?"

Er zögerte. Sein Herz war zu voll, um zu sprechen. Er begann von neuem:

"Glaubst Du wohl — es würde ein zu großes Opfer sein — wenn Du darauf verzichten —"

"Werauf?" fragte sie tenlos.

"Erinnerst Du Dich dessen, was Du mir über meinen Bruder Hugo erzähltest — daß er gesagt hat — er liebe Dich?"

"Run?" fragte Greta bestürzt.

"Ich glaube, er hat die Wahrheit gesprochen," fuhr Paul fort und seine Stimme zitterte.

Sie trat einen Schritt zurück. Aus allen Zügen ihres Gesichts sprach Seelenangst und Spannung.

"Wäre es — glaubst Du wohl — angenommen, ich ginge fort — weit weg — und wir würden uns eine Zeit lang nicht sehen — lange Zeit — niemals wieder — würde es Dir möglich sein, ihn zu — lieben und zu heiraten?"

Greta erhob sich in heftiger Erregung.

"Ihn — ihn lieben! Das fragst Du mich — Du?"

Ihre Stimme verlor sich in Schluchzen, das sie bis ins Innerste des Herzens zu erschüttern schien.

"Greta, mein Liebling, vergiß mir. Ich war blind — ich schäme mich."

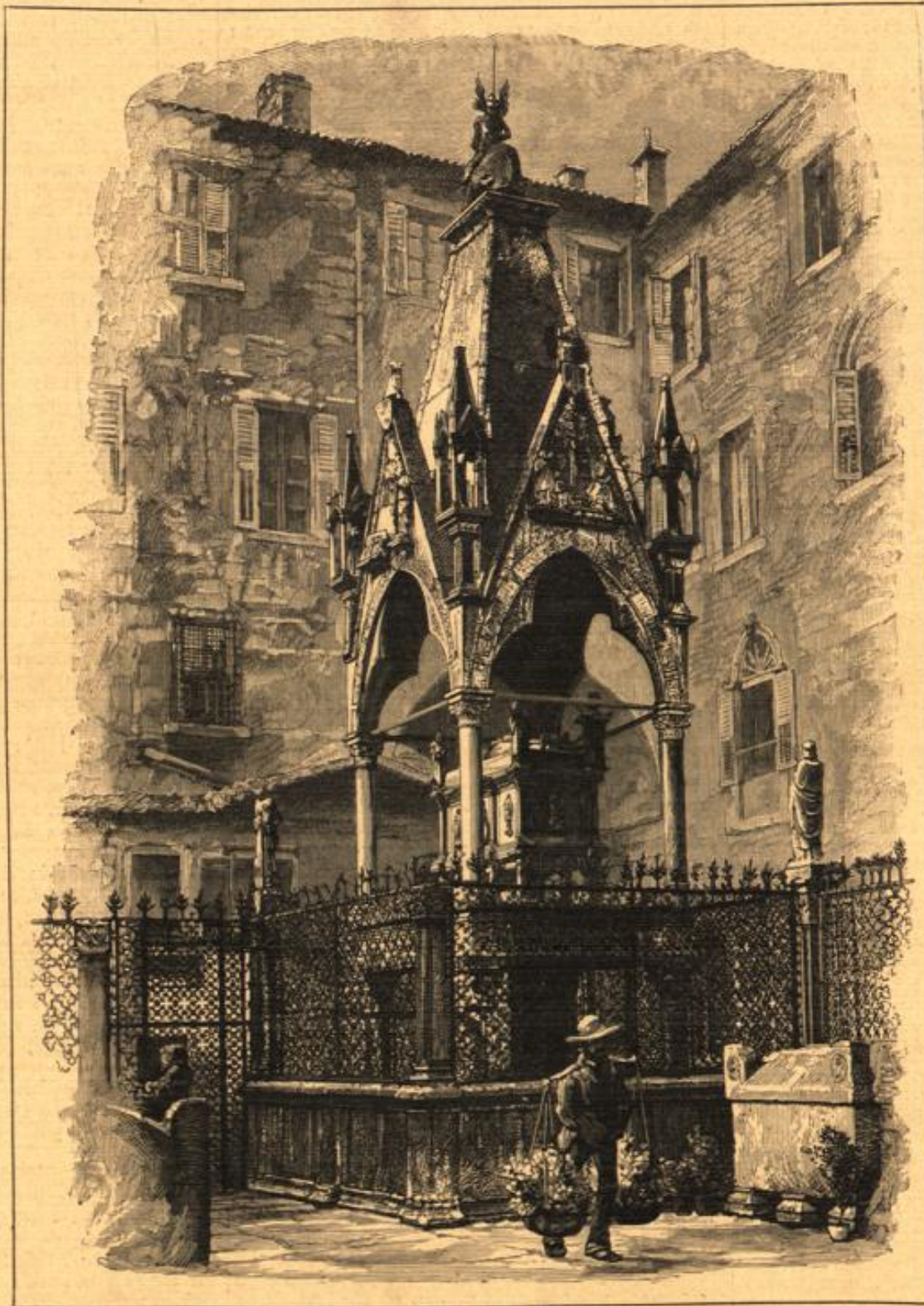
"D, ich könnte meine Augen ausweinen!" sagte sie, die Thränen abwischend.

"Sage mir, daß das nur Scherz war, sprich, sage mir, Du habest nur gescherzt!"

"Ich will alles sagen, alles, nur nicht jene Worte noch einmal. Es hat mir fast das Herz abgedrückt, sie auszusprechen."

"Und das war's, was Du mir zu sagen hattest?" fragte Greta.

"Nein, nein," sagte er und die Erregung hob ihn über seine düstere Stimmung hinweg. "Es ist etwas anderes und jetzt viel leichter, zehnmal leichter zu sagen. — Greta, wenn ich Cumberland verlassen sollte, um mich in einem andern Land niederzulassen — Australien oder Kanada oder sonst irgendwo in weiter Ferne — glaubst Du, daß Du Heimat und Verwandte, Freunde und liebgeordnete Bekanntschaften und alles, was die Vergangenheit



Grabmal Mastino II. in Verona. (S. 336.)

sich nicht. Paul lächelte kaum merklich in die leuchtenden Augen und strich zärtlich über das weiche Haar, das im Schein des Feuers golden erglänzte. Aber immer wieder erschien derselbe trübe, schwermütige Blick.

Endlich gab Greta ihr vergebliches Bemühen auf und erhob sich von der Fußbank, auf der sie neben seinem Stuhl gesessen. "Ich werde zu Bett gehen," sagte sie. "Du bist heute abend nicht wohl, schlechter Laune, zornig vielleicht über irgend etwas."

Sie wartete noch einen Augenblick, aber er schwieg. Dann wandte sie sich zum Gehen.

Endlich sprach Paul:

"Greta, ich habe Dir etwas zu sagen."

Sogleich war sie wieder auf ihrer Fußbank. Der Uebermut war aus ihrem Blick verschwunden, statt dessen erschien ein gedankenvoller Ernst.



Im wilden Westen. Zeichnung von E. Garber. (S. 334.)

Deinem Herzen teuer machte, wirst aufgeben und ein neues Leben in einer neuen Welt mit mir beginnen können? Könntest Du das?"

Ihre Augen flammten auf. Er öffnete seine Arme und sie warf sich an seine Brust.

"Ist das Deine Antwort, Mädchen?" fragte er mit wildem Entzücken. Und ein überströmendes Augenpaar erhob sich und begegnete innig seinem Blick.

"Dann ist nichts weiter zu sagen. Morgen Abend gehe ich nach London und werde vier Tage lang abwesend sein. Wenn ich zurückkomme, sprechen wir weiter davon und sagen auch dem alten Freund da drinnen alles. Friede sei mit ihm und sanft seine Ruhe!"

Paul setzte den Hut auf und öffnete die Türe. Die düsteren Schatten waren von ihm gewichen, neues Leben strahlte aus seinen Augen. Die bleichen Wangen hatten sich gerötet, in seiner aufrechten Haltung, seinem elastischen Schritt war die jugendliche Manneskraft neu entstanden.

Greta folgte ihm hinaus unter das Vordach, begleitet vom roßigen Schein des Kaminfeuers, der über ihr goldenes Haar hinflackerte und ihre Schönheit mit dunkler Glut übergoß.

"D, mit welcher Lust werde ich die Luft der Freiheit dort drüben einatmen!" sagte er, "wenn alle diese Sklaverei für immer hinter mir liegt. Das verstehst Du nicht, kleines Wesen, aber eines Tages sollst Du alles erfahren. Was liegt daran, ob es ein Land des Regens, des Schnees und der Stürme ist? Es wird das Land der Freiheit — der Freiheit, der Liebe und des neuen Lebens sein. Und nun, Mäster Hugo, sind wir bald quitt, sehr bald!"

Er war hingerissen durch seine frohe Erregung und Greta zu erfreut über seinen neuerrungenen Mut, um ihn durch Fragen zu stören.

Sie standen beisammen an der Türe, die Nacht war still und dunkel. Kein Geräusch war zu hören, kein Blatt rührte sich, still und öd lag der unsichtbare Weg in der Finsternis da.

Paul streckte die Hand aus, um zu fühlen, ob es regnete. Ein welles Blatt fiel langsam herab in seine offene Hand.

Dann hörte man Schritte auf dem Wege in der Richtung nach dem Dorfe zu. Der Postbote kam heran, müde sich der Straße entlang schleppend.

"Gute Nacht, Tom," rief Paul ihm heiter zu.

Tom blieb plötzlich stehen.

"Wen habe ich denn unterwegs gegrüßt?" fragte er.

"Wann das?"

"Ganz vor kurzem, auf der Straße."

"Run, wer war es denn?"

"Er, ich dachte, Sie wären es gewesen."

Der kleine Mann stolperte weiter in der Dunkelheit.

"Mein Bruder, ohne Zweifel," sagte Paul und reichte Greta die Hand zum Abschied. "Gute Nacht, mein tapferes Mädchen!" sagte er.

"Gute Nacht, mein Paul!" klang die innige Erwidern.

Am nächsten Morgen schien die Sonne hell und freundlich herab auf die frostige Landschaft.

Hugo Ritson saß in seinem Zimmer, dessen Fenster auf die Felder und den Fluß hinaus sah. Das Innere des Raumes entsprach wenig dem Charakter eines Cumberlandischen Landhauses, seine Einrichtung war nicht luxuriös, eher altväterisch zu nennen. Außer Büchern auf zahlreichen Bücherregalen, Stahlstichen, Gemälden in Wasser und Öl und Spiegeln von verschiedenen Formen sah man auch eine Büste von Dante auf einem Dokumentenschränk von schwarzem Holz, ein Rauchfaß von Messing, eine mittelalterliche Lampe und ein kleines Kreuzifix von Elfenbein, das an der Wand über dem Kamin befestigt.

Hugo selbst saß an einem Harmonium. Seine Finger glitten langsam über die Tasten, während die Augen teilnahmslos durch das Fenster ins Blaue sahen. Jetzt wurde an die Türe geklopft.

"Herein!" rief Hugo.

Borne erschien und trat an einen Tisch inmitten des Zimmers. Hugo endigte sein Spiel, stand von dem Instrument auf und rückte einen Stuhl zum Kamin.

"Bringen Sie das Dokument?" fragte er ruhig, während Borne noch immer stand.

"Ja wohl, werter Freund, und etwas noch Wichtigeres."

Hugo blickte auf. Unter seinem beständigen Lächeln war Borne augenscheinlich erregt. Mit gedämpfter Stimme fügte der Advokat hinzu:

"Abschriften der drei Zertifikate."

Hugo lächelte kaum merklich.

"Gut; wir wollen zuerst über die Zertifikate sprechen," sagte er und zog seinen Schlafrock gemächlich fester um sich.

Borne begann seine Dokumente stillschweigend zu entfalten. Er schien seinen werten Freund mit einiger Verwunderung zu beobachten. Sein Blick zeigte eine Schattierung von Mißtrauen, seine Worte jedoch waren vertraulich und einschmeichelnd und die Stimme, in der sie gesprochen wurden, wie gewöhnlich leise und weich.

"Was für ein wunderbarer Mann Sie sind! Und wie verändert! Nur wenige Monate sind es her, daß ich Ihren sinkenden Mut in einer großen Krisis aufrichten mußte. Und jetzt haben Sie mich weit überholt. Nicht

im geringsten ängstlich! Wie anders bin ich in der That! Erst heute morgen sandte mir mein Korrespondent diese Abschriften, und schon bin ich hier, fünf Meilen von zu Hause. Und als die Post ankam, ich gestehe es, war ich so begierig, zu erfahren, ob unsere Vermutungen richtig, daß —"

Hugo unterbrach ihn kühl:

"Daß Sie zu aufgeregt waren, den Brief zu öffnen und ihn eine Stunde lang um und um drehen — nicht wahr?"

Bei diesen Worten erhob Hugo seine Augen, schnell genug, dem Blick Bornes zu begegnen, und als er sie wieder senkte, spielte ein seltsamer Zug um seine Lippen.

"Geben Sie mir die Papiere," sagte Hugo und streckte die Hand aus, ohne sich von seinem Stuhl zu rühren.

"Wirklich — Sie sind — in der That —"

Ein schneller Seitenblick Hugos unterbrach Bornes Bemerkung. Dieser reichte die Papiere hinüber und ließ sich unbehaglich auf einen Stuhl nieder.

Hugo durchlas eilig die drei Papiere.

"Das ist gut," sagte er ruhig.

"Gut? Ich denke auch, haha! Was könnte besser sein? Ich muß Ihnen gestehen, daß ich bis heute noch einige Zweifel hatte. Jetzt sind sie verschwunden."

"Zweifel? Sie hatten also Zweifel, Skrupel vielleicht," sagte Hugo trocken. "Sie störten wohl gar Ihren Schlaf?"

Das lauernde Mißtrauen in Bornes Augen zeigte sich jetzt offen und er sah Hugo voll ins Gesicht mit einem forschenden Blick, welcher zu seinem Lächeln schlecht stimmte.

"Kann man etwa auch ohne Skrupel und ohne vom eigenen Recht überzeugt zu sein, das Erbe eines andern an sich nehmen?" erwiderte er mit scharfer Betonung.

Hugo that, als ob er dies nicht hörte, und begann die Papiere in seiner Hand laut zu lesen.

"Lassen Sie sehen. Dieses ist das erste, der Geburtschein. Name: Paul. Geburtstag: 14. August 1845. Ort der Geburt: Russell Square, London. Name des Vaters: Robert Lother. Name der Mutter: Grace Lother, geborene Ormerod. Dann, zweitens, kommt der Trauschein."

"Ja, zweitens," sagte Borne mit sichtlicher Befriedigung. "Es ist sehr günstig, daß der Trauschein von späterem Datum ist."

Hugo las weiter:

"Allan Ritson — Grace Ormerod. Standesamt: Bow-Street, Strand, London, 12. Juni 1847."

"Was sagen Sie dazu?" fragte Borne eifrig und aufgeregt flüsternd.

Ohne darauf zu antworten, fuhr Hugo fort:

"Und dieses kommt zuletzt: ein Geburtschein. Name: Hugo, 25. März 1848, — Holme, Cumberland, — Allan Ritson, — Grace Ritson (Ormerod)."

"Da haben Sie den ganzen Fall in einer Nußschale," sagte Borne, die Stimme dämpfend. "Paul ist Ihr Halbbruder und Lother's Sohn. Sie sind Allan Ritson's Erbe, geboren innerhalb eines Jahres nach Ihres Vaters Heirat. Gibt es etwas Klareres?"

Hugo blieb schweigend und aufmerksam mit den Dokumenten beschäftigt.

"Sind diese Abschriften an Ort und Stelle gemacht worden?" fragte er.

Borne nickte.

"Und Ihr Korrespondent ist zuverlässig?"

"Sicherlich. Ein Rechtsanwalt von großer Praxis."

"Wurde ihm gesagt, auf welche Punkte es ankommt?"

"Er war beauftragt, die Verhehlung oder Verhehlungen von Grace Ormerod zu ermitteln und ihrer Herkunft nachzuforschen."

"Und dies sind die einzigen Data?"

Borne nickte wieder.

Hugo drehte die Papiere in den Fingern, dann legte er zwei derselben neben einander. Er sah nachdenklich aus.

"Etwas fällt mir auf," sagte er.

"Was ist das? Kann etwas klarer sein?"

"Ja. Diesen Papieren zufolge bin ich zwei und ein halbes Jahr jünger als Paul. Aber immer hörte ich, es sei nur ein Jahr Unterschied zwischen uns."

Borne erwiderte mit einem überlegenen Lächeln:

"Augenscheinlich eine List."

"Sie glauben, ein Kind sei leicht zu täuschen, das ist wahr."

Borne behielt sein Lächeln bei.

"Nunmehr werde ich die Auszahlung des Legats vornehmen und Sie werden sich ohne Zweifel mit der Aufstellung Ihres Anspruchs beschäftigen."

"Nein!" sagte Hugo mit Entschiedenheit, indem er sich erhob.

"Sie wissen, wenn ein Bastard im Besitz eines Gutes stirbt, so bestätigt englisches Gesetz diesen Besitz zu Gunsten seiner Erben. Sie müssen diesen Mann vertreiben."

"Nein!" wiederholte Hugo. Der Advokat blickte fragend auf und Hugo fuhr fort: "Das kommt später. Zunächst muß die Heirat zu stande gebracht werden."

"Ihre Heirat mit Greta?"

"Nein, die seinige."

"Pauls?" sagte Borne, in dessen gedämpfter Stimme das Erstaunen um so stärkeren Ausdruck fand.

"Pauls Heirat," wiederholte Hugo mit ingrimmigem Gleichmut. "Er muß sie heiraten!"

Der Advokat war aufgesprungen. Er stand jetzt Hugo

Auge in Auge gegenüber und blickte ihm scharf und forschend ins Gesicht.

"Das kann nicht Ihr Ernst sein," sagte er endlich.

"Und warum nicht?" fragte Hugo gleichmütig.

"Weil Paul Ihr Bruder ist, wenigstens Ihr Halbbruder."

"Das wissen die nicht."

Borne schien der Atem zu stocken.

"Aber wir wissen es und wir können unmöglich die Sache ruhig zulassen," sagte er endlich.

Hugo lehnte sich mit dem Rücken an den Kamin.

"Wir können und werden," sagte er und seine Muskel seines Gesichts bewegte sich.

Borne sah seinen Freund vom Kopf bis zu den Füßen an, dann schien seine Spannung nachzulassen.

"Sie scherzen. Aber für Sie wird es kein Scherz sein, wenn Sie erfahren, daß Ihr Kosen und Sitzen ein Ende haben muß. Und gar noch aus solchem Grund! Es wird ein schrecklicher Schlag sein. Die einzige Frage ist nur die, ob es nicht menschlicher wäre, von dem Hindernis nicht zu sprechen, bis wir eine andere Heirat zu stande gebracht haben. Gestern Abend habe ich beim Pastor Christian für Sie gethan, was ich konnte."

Hugo lächelte.

"Ja, Sie waren immer sehr menschenfreundlich, und die Sache verleiht Ihr Zartgefühl. Aber wenn ich von Heirat sprach, so meinte ich die Zeremonie, nichts weiter."

Borne blinzelte.

"Ich glaube, ich verstehe Sie. Sie beabsichtigen, Sie an der Kirchentüre, vielleicht am Altar schon zu trennen. Es ist eine grausige, unmenschliche Rache. Mir schauert die Haut."

Hugo lachte leicht hin und trat ans Fenster. Ein Sonnenstrahl fiel schief auf sein Gesicht. Als er sich wieder umwandte und das Schweigen brach, klang seine Stimme tief und rau.

"Ich war auch menschlich. Als ich von ihrer Heirat mit Paul sprach, warnte ich Greta vor einem Hindernis. Sie zog die Sache ins Lächerliche, spottete darüber. Wieder folgte ein leichtes Lachen, darauf aber ein Ausdruck von Strenge. "Sie beleidigte mich, grob, brutal. — Was sagte sie? — Habe ich es Ihnen nicht schon erzählt? — Sie sagte, sie würde lieber einen Adertnecht heiraten, als einen solchen Herrn wie ich! Das sind ihre eigenen Worte. Hahaha!"

Hugos Gesicht war dunkelrot vor Zorn, während ein Lachen auf seinen Lippen lag.

"Sie soll ihren Adertnecht heiraten — zu ihrem lebenslänglichen Schrecken und Jammer. Das habe ich ihr versprochen und ich will mein Wort halten."

"Eine schreckliche Rache!" murmelte der Advokat, indem er erregt an seinen Fingernägeln kante.

"Nah, Sie wissen nicht, was Liebe vermag. Liebe macht die einfältigsten Männerherzen zu jeder Großthat, aber auch zu jeder Rache fähig." Nach einer Pause fuhr er fort: "Sie hat meine Gefühle aufs äußerste beleidigt."

"Gewiß nicht bis zur Unversöhnlichkeit," fiel Borne aufgeregt ein. "Es wäre ein lebenslängliches Unglück. Und sie ist doch ein Weib."

"Aber er ist ein Mann und mit ihm habe ich auch eine Abrechnung." Hugo ging durch das Zimmer hin und hielt dann plötzlich an. "Sehen Sie, Borne, Sie sagen, daß bei all Ihrer Zuversicht, die Sie an jenem Abend, als mein Vater starb, zur Schau getragen, Sie bis heute noch Zweifel hatten. Aber ich zweifelte keinen Augenblick. Warum? Weil ich von den Lippen meiner Mutter selbst Gewißheit hatte. Nicht mir, sondern, was noch schlimmer ist, ihm hat sie alles entdeckt. Er weiß wohl, daß er nicht meines Vaters Erbe ist, weiß das seit der Todesstunde meines Vaters, weiß, daß ich es weiß. Dennoch behielt er das Gut bis auf diesen Tag."

Wieder folgte ein aufgeregter Gang durch das Zimmer. "Denken Sie auch daran, wenn Sie von Rache sprechen? Rammlichkeit? Er hat keine. Er ist ein erbärmlicher, roher, niedriger Feigling, der den Profit à tous prix mitnimmt. Er hat mich um mein Erbe bestohlen. Er steht an meinem Platz. Er ist eine lebendige Lüge! — Rache? — Nein, Wiedervergeltung muß es sein!"

Hugos Selbstbeherrschung war zu Ende. Selbst Borne, der nicht so leicht einzuschüchtern war, schlug die Augen nieder.

"Schrecklich, schrecklich!" murmelte er wiederholt und fügte dann mit mehr Ruhe hinzu: "Aber, erinnern Sie sich, ich habe Sie immer aufgefordert, Ihre Rechte auf die Erbschaft zu sichern."

Hugo ging hastig im Zimmer umher, sein krankes Bein schwerfällig nachschleppend.

"Borne," sagte er nach einer Weile, "wenn ein Weib das schwache Herz eines armen Wichts, den das Schicksal in den Stein geworfen hat, tödlich beleidigt, so kommt es zuweilen vor, daß er ihr eine Schale mit Vitriol ins Gesicht gießt mit den Worten: "Wenn nicht für mich, sollst Du auch für keinen andern leben!" Das ist Rache, das ist der schwache Racheplan eines Mannes, der in seiner Einfalt glaubt, wenn die Schönheit dahin, sei der Ekel nahe."

Wieder folgte ein schrilles Lachen.

"Aber die Schale der Vergeltung ist nicht zu messen mit der Schale Vitriol."

Borne zerknitterte in nervöser Aufregung seine Papiere und wiederholte: „Schrecklich, schrecklich!“

„Sie hat mir Böses angethan, Borne, und er hat mir Böses angethan. Sie sollen einander heiraten und sich dann trennen und sollen so vereint und doch getrennt sein. Ein Abgrund soll sie von einander scheiden und beide ein noch tieferer Abgrund von der Welt. Und so bis zu ihrem Lebensende. Und sie und ich und er und ich sind quitt!“

„Schrecklich, schrecklich!“ murmelte Borne wieder. „Die ganze Natur lehnt sich dagegen auf.“

„Ist es so? Dann mag es so sein,“ sagte Hugo mit kaltem Lächeln auf den Lippen. „Ihr Gerechtigkeitsgefühl wäre vielleicht befriedigt, wenn ich diesen Bastard als Bettler davonjagen, die Heirat vereiteln und das Weib durch List gewinnen würde, das ich nicht durch Liebe gewinnen kann.“ Sein Lächeln verschwand. „Das wäre besser als die Schale mit Vitriol, aber nicht viel besser.“

„Es ist eine fürchterliche Rache,“ murmelte der Advokat. „Ich wiederhole, sie sollen einander heiraten — nichts weiter,“ sagte Hugo. „Ich möchte die Natur ebenso wenig beleidigen, als ich der Welt Mergernis bereiten möchte.“

Sein Borne hatte sich nach und nach beruhigt. Er setzte sich an das Harmonium und begann leise zu spielen. Dann wurde an die Thüre geklopft und der Laird Fischer trat ein.

„Der Herr aus der Stadt ist unten beim Schacht wegen der Maschine in der Erzmühle,“ sagte der Alte.

„Berichtet ihm, ich werde in einer halben Stunde dort sein,“ sagte Hugo und der Laird Fischer ging. Dann steckte Hugo die Papiere in die Tasche.

„Wir haben zu viel Zeit mit den Dokumenten zugebracht. Diese können warten. Aber wo ist die Hypothek? Ich muß das Geld haben, um die neue Maschine zu bezahlen.“

„Hier ist sie,“ sagte der Advokat, ein Pergament auf dem Tisch ausbreitend.

Hugo überblickte es hastig und berührte dann eine Handglocke. Als das Mädchen erschien, trug er ihm auf, zu Paul zu gehen, welcher im Hof mit Ausbesserung eines Strohdachs beschäftigt war, und ihm zu sagen, Hugo wünsche ihn sogleich zu sprechen. Dann setzte er sich wieder ans Harmonium und spielte eine sanfte Melodie mit leichtem und dennoch kräftigem Anschlag.

„Haben Sie Nachrichten von seiner Tochter?“ fragte Borne flüsternd.

„Bessens Tochter?“ fragte Hugo dagegen, indem er anhielt und über seine Schulter blickte.

„Des Alten, Laird Fishers.“

„Seltzam genug, ja. Heute morgen kam ein Brief.“ Hugo unterbrach sein Spiel und steckte die Hand in die Brusttasche. Aber Borne beeilte sich, zu zeigen, daß er durchaus nicht wünschte, um fremde Geheimnisse zu wissen.

„Bitte, bemühen Sie sich nicht,“ bemerkte er. „Viel leicht ist es Ihnen nicht angenehm. Sagen Sie mir nur mit zwei Worten, wie sich die Sache macht.“

Hugo lachte, entfaltete ein parfümiertes Briefchen mit greller Randverzierung und las:

„Ich schreibe, um Dir herzlich zu danken... Ach was, lesen Sie selbst,“ sagte er, reichte dem Advokaten den Brief und spielte weiter.

Borne setzte seinen Klemmer auf und las:

„Ich schreibe, um Dir herzlich zu danken, daß Du Dich meiner erinnert hast. Es war mir beinahe, als ob Du selbst bei mir wärest. Ich lebe in der Hoffnung, Dich bald hier zu sehen. Wann wirst Du kommen? Manchmal denke ich, Du werdest niemals kommen, und dann muß ich weinen. Aber ich suche mich zu bezwingen und weine nur ein bißchen. Ich gehe selten aus, London ist weit entfernt, sechs Meilen, es sind gute Leute hier und niedliche Kinder. Ich denke immer nur an das Ende meiner Leidenszeit und wann Du kommen wirst, mich abzuholen nach Hause. Wie geht es meinem armen Vater? Sieht er recht gealtert aus? Grämt er sich um mich? Ob er mich wohl wieder erkennen wird? Ich bin ganz wohl. Nur mit meinen Augen ist etwas nicht in Ordnung. Zuweilen, wenn ich aufwache, kann ich nicht deutlich sehen. Schreibe bald wieder. Meine Augen schmerzen heute sehr und sind ganz rot, und ach, es ist so einsam an diesem Ort. Frau Drayton ist sehr gut gegen mich. Lebe wohl. Sie hat einen Sohn, aber er ist immer auswärtig bei den Wettrennen und ich habe ihn nie gesehen. Schreibe bald Deiner Dich liebenden Mercy.“

„P.S. Die Zeit ist nahe.“

Hugo spielte weiter, während Borne las. Nachdem der Advokat gelesen, gab er den Brief zurück mit der einfachen Bemerkung:

„Der Brief kam heute morgen, sagten Sie? Er wurde schon letzten Donnerstag geschrieben, vor einer Woche beinahe.“

Hugo nickte ihm über die Schulter zu und fuhr fort zu spielen. Er begleitete die langen Schwingungen der Töne, indem er sich mit gräßlicher Leichtigkeit hin und her wiegte, bis die Thüre plötzlich hastig geöffnet wurde und Paul mit festem Schritt eintrat. Dann erhob er sich, nahm eine Feder vom Schreibzeug und tauchte sie in die Tinte.

Paul trug einen Anzug von rauhem, hellem Stoff und eine Pelzmütze, die er nicht abnahm. Sein Gesicht war bleich und zeigte die Festigkeit eines endgiltigen Entschlusses.

„Entschuldigen Sie, Herr Borne, daß ich Ihnen nicht die Hand reiche,“ sprach er mit seiner tiefen Stimme, „ich komme von der Arbeit.“

„Dies,“ sagte Hugo, indem er die Feder in den Fingern drehte, „ist das Dokument, von dem ich Dir gestern sprach. Die Unterschrift kommt hier.“ Dabei deutete er auf eine leer gelassene Stelle zur Seite einer kleinen Oblate.

Dann legte er eine Hand fest auf den obern Teil des Pergaments, wie um es glatt ausgespannt zu halten, und streckte Paul die Feder entgegen.

Paul machte keine Bewegung, sie zu nehmen. Er griff nach dem Dokument und hob es auf, indem er Hugos Hand beiseite stieß.

Hugo beobachtete ihn aufmerksam.

„Die gewöhnliche Form,“ sagte er leicht hin, „nichts weiter.“

Paul ließ seine Augen rasch über das Altenstück hingleiten. Dann wandte er sich an den Advokaten.

„Ist dies die vierte oder fünfte Hypothek, welche ausgestellt wurde?“ fragte er, immer das Pergament vor sich haltend.

„Das kann ich nicht sagen — wirklich — ich glaube, es ist die — in der That, ich erinnere mich nicht genau.“

Bornes sanfte Stimme und sein gewohntes Lächeln verloren sich in Stillschweigen und einem Blick blöder Aengstlichkeit.

Paul blickte ihm fest ins Gesicht.

„Aber ich erinnere mich,“ sagte er mit kühler Ruhe.

„Es ist die fünfte. Erst kam die Farm Holme, dann Goldscope, dann wurde Hindscarth bis auf die letzte Kornähre verpfändet und darauf kam Goldal an die Reihe. Jetzt handelt es sich um die Gyll selbst, wie ich sehe, mit Haus und Hof.“

In Hugos Gesicht ging eine Veränderung vor, aber seine Stimme war noch ohne Erregung, als er sagte:

„Zur Sache, wenn's gefällig ist.“ Mit einem bösen Lächeln fuhr er fort: „Du gleichst jenem französischen Advokaten, der jede Rede mit der Schöpfung anfangt. Laßt uns nun zur Sinfult übergehen,“ sagte ihm einst der Richter.“

„Zur Sinfult!“ sagte Paul und wendete den Kopf langsam nach der Seite, wo Hugo stand, welcher immer noch die Feder in der einen Hand hielt und mit der andern auf dem Tisch trommelte. „Das ist unnötig! Wir sind bereits unter Wasser.“

Die Erregung, die sich in Hugos Gesicht ausdrückte, schwoll zu finsternem Zorn an. Aber seine Stimme gewaltsam beherrschend, sagte er ruhig:

„Der Ingenieur wartet auf mich bei der Grube. Ich habe den ganzen Vormittag mit diesen Formalitäten vergeblich. Komme, die Sache muß zu Ende gebracht werden. Herr Borne wird die Echtheit der Unterschrift bezeugen.“

Paul hatte seinen festen Blick nicht von seines Bruders Gesicht abgewendet. Hugo war ihm anfangs ausgewichen, hielt ihm dann aber mit herausforderndem Ausdruck stand.

Immer noch das Pergament vor sich haltend, sagte Paul ruhig:

„Heute abend reise ich nach London und werde vier Tage abwesend sein. Kann diese Sache bis zu meiner Rückkehr aufgeschoben werden?“

„Nein, das kann sie nicht,“ erwiderte Hugo mit zorniger Betonung.

Paul ließ seine Stimme sinken.

„Sprich nicht in solchem Ton mit mir! Ich warne Dich! Hat die Sache Zeit?“

„Ich meine es im Ernst so, wie ich sage — nein, sie hat keine Zeit!“

„Nach meiner Rückkunft werde ich Dir wahrscheinlich etwas zu sagen haben, was diese und die anderen Verpfändungen betrifft. Noch einmal, kann die Sache aufgeschoben werden?“

„Willst Du unterschreiben, ja oder nein?“ rief Hugo.

„Du vergeudest mein Erbteil — Du —“

Bei diesen Worten brach Hugos auslobernder Zorn in helle Flammen aus.

„Dein Erbteil!“ rief er in seinem giftigsten Tone. „Dein Erbteil!“

Aber plötzlich stockte er. Seine herausfordernden Blicke wichen einem Ausdruck ratloser Bestürzung. Paul hatte das Pergament von oben bis unten durchgerissen und warf es auf den Tisch; gleich darauf verließ er das Zimmer.

Paul kehrte in den Hof zurück und arbeitete noch einige Stunden lang angestrengt. Durch den letzten Sturm war das Dach eines Schuppens beschädigt worden und er deckte es nun von neuem mit Hilfe eines Knechts und eines Aderjungen.

Dann ging er ins Haus, kleidete sich um und füllte eine Reisetasche. Als er damit fertig war, suchte er den Stallknecht auf. Ratt war im Stall, putzte ein Pferdgeschirr und pfiff dazu.

„Fahre mit dem leichten Einspanner um sieben Uhr

an der Hausthüre vor und vergiß nicht, meine Reisetasche hineinzulegen, Du wirst sie in der Vorhalle finden.“

Inzwischen war die Nacht angebrochen und das schwache Licht der wachsenden Mondsichel stand über den Bergen.

Paul trat wieder ins Haus, speiste und trank und rauchte einsam eine Pfeife. Dann erhob er sich, ging die Treppe hinauf und klopfte an die Thüre des Zimmers seiner Mutter.

Frau Ritson war allein. Auf dem Tische stand eine brennende Lampe, welche ein grelles Licht auf ihr Gesicht warf. Es war sehr bleich und abgezehrt, der Kummer hatte tiefe Linien hineingegraben. Wie Paul eintrat, lag sie betend auf ihren Knien, einen Rosenkranz um die Hand geschlungen; bei seinem Eintritt erhob sie sich. Er beugte sich zu ihr hinab und küßte sie auf die Stirne. Das Zimmer war ungeheizt, frostig und öd, auch nur spärlich möblirt, Schaffelle auf der Diele, Inschriften an den Wänden, ein geschnitzter Kleiderkasten von Eichenholz in der einen Ecke, zwei vieredrige Stühle mit hohen Lehnen, ein kleiner Tisch, ein Bett, nichts weiter.

„Ich muß verreisen, Mutter,“ sagte Paul, „der Zug geht in einer Stunde ab.“

„Wann kommst Du zurück?“ fragte Frau Ritson.

„Laß sehen, heute ist Sonnabend, Mittwoch abend werde ich zurück sein.“

„Gott sei mit Dir!“ sagte sie inbrünstig.

„Mutter, ich habe gestern abend mit Greta gesprochen und ihre Einwilligung erhalten. Bald werden wir von dieser Tyrannei befreit sein. Schon ist das erste Glied der Kette zerbrochen. Er rief mich heute morgen in sein Zimmer, um eine Hypothek auf die Gyll zu unterzeichnen, und ich schlug es ihm ab.“

„Und doch willst Du fortgehen und alles in seinen Händen lassen?“

Frau Ritson setzte sich und Paul legte zärtlich seine Hand auf ihren Kopf.

„Besser so, als daß mir alles Zoll für Zoll aus der Hand gerungen wird — den Schatten eines Erbteils zu besitzen, während er die Substanz in seinen Griffen hält. Er weiß alles. Es bedarf nicht seiner dunklen Anspielungen, um mir dies klar zu machen.“

„Dennoch schweigt er,“ sagte Frau Ritson, während ihr Blick auf den Rosenkranz fiel. „Und gewiß ist es Rücksicht auf mich, was ihn zu diesem Verhalten veranlaßt, wenn er wirklich alles weiß. Ist er nicht mein Sohn? Und ist meine Ehre nicht seine Ehre?“

Paul schüttelte den Kopf.

„Wenn die Ehre von zwanzig Müttern, so herzensgut wie Du, die Stufen zu seinem Vorteil wäre, ohne Zaudern würde er über diese Stufen schreiten. Nein, nein, es ist nicht Rücksicht auf Deine oder seine eigene Ehre, weshalb er schweigt.“

Frau Ritson blickte auf.

„Urtheilst Du nicht zu streng? Er ist schuldlos vor den Augen der Welt, und das wenigstens sollte für ihn sprechen. Verzeihe ihm. Scheide nicht im Zorn von Deinem Bruder!“

„Ich habe nichts zu verzeihen,“ erwiderte Paul. „Auch wenn er nichts wüßte, würde ich dennoch gehen und alles hier verlassen. Ich könnte nicht länger leben unter dem Schatten dieses Geheimnisses und durch einen Eid gebunden. Ich würde gehen, wie ich jetzt gehe, mit verschlossenen Lippen, aber mit freiem Herzen. Er soll sein Teil haben vor den Menschen — und ich das meinige vor Gott.“

Frau Ritson verharrte im Schweigen. Ihre Lippen zitterten merklich, ihre Augenlider zuckten.

„Auch ich werde bald gehen, mein Sohn,“ sagte sie mit bebender Stimme.

„Nein, o nein, das sollst Du nicht,“ erwiderte er in verändertem Tone. „Du kommst mit uns, mit Greta und mir, und dort, im fernen Lande, werden wieder Rosen blühen auf Deinen bleichen Wangen.“

Frau Ritson schüttelte den Kopf.

„Ich werde bald gehen, Dich bald verlassen, mein Liebling,“ wiederholte sie und betete ihren Rosenkranz weiter.

Er versuchte ihre Schwermut zu zerstreuen. Er lachte und ein schwaches Lächeln erschien auf ihren Lippen. Aber sie kam zu denselben Worten zurück: „Ich werde Dich bald verlassen.“

Hell schien der Vollmond, als Paul den Hut zum Abschied schwenkte. Ein heftiger Wind trieb die kahlen Zweige der Bäume raschelnd gegen das Fenster; scharfer Frost herrschte draußen.

„Am Montag werde ich den alten Freund meines Vaters in London sprechen und am nächsten Mittwoch zurück sein. Lebe wohl, Mutter, und sei guten Muts — leb wohl!“

Sie weinte an seiner Brust und hielt ihn fest umklammert.

„Lebe wohl, lebe wohl!“ wiederholte er und suchte sich aus ihrer Umarmung los zu machen.

Aber sie umklammerte ihn nun um so fester. Es war, als ob sie ihn nie wiedersehen sollte.

„Lebe wohl!“ schluchzte sie.

Die Augen voll Thränen, bemühte er sich, über ihre leeren Befürchtungen zu scherzen.

„Haha! Man sollte meinen, ich nehme Abschied auf Lebenszeit, haha...“

Ein seltsamer Schrei durchdrang die frostige Luft. Das Lachen erstarrte auf seinen Lippen.

„Was war das?“ fragte er, mühsam Atem schöpfend. Sie erhob ihr Gesicht. Es war bleicher als je zuvor, mit thränenlosen Augen.

„Das war der Schrei des Totenvogels,“ sagte sie flüsternd.

Er lachte gezwungen.

„Nein, nein, Mütterchen. Gib acht, Du wirst noch frohe, glückliche Tage sehen!“ Dann riß er sich los.

Natt saß im Einspänner und fuhr vor der Hausthüre vor. Er blickte durch die

Dunkelheit scharf nach einem Gegenstand in der Ferne und bemerkte den Herrn nicht, der eben aus dem Hause trat.

„Nach was siehst Du, Natt?“ fragte Paul, indem er seine Handschuhe anzog.

„Ich wundere mich über die Flamme dort am Abhang des Ganses.“

Kommt sie vom Schmelzofen oder hat der lange Dick, der Müller, heute abend ein Feuer angezündet?“

Paul blickte über den Kopf des Pferdes weg. Eine tiefe Glut warf ihren Widerschein auf die nächsten Felsen. Ringsum war alles in Dunkelheit.

„Ich glaube, es ist der Schmelzofen,“ bemerkte Paul und erstieg seinen Sitz neben Natt.

Beim Scheine einer der Laternen am Wagen sah er auf seine Uhr.

„Ein Viertel auf acht Uhr. Wir müssen in scharfem Trab fahren, Du kannst dem Pferde dafür auf dem Rückwege um so mehr Zeit lassen.“

Dann ergriff er die Zügel und im nächsten Augenblick rollte das Gefährt hinaus in die Nacht.

Gegen acht Uhr desselben Abends rötete sich der Himmel in seltsamer Glut und der Nachtwind trug ein Geviert von vielen Stimmen herüber. Der rote Feuerschein kam von der Windmühle, sie stand in vollen Flammen. Funken und brennende Späne wirbelten durch die Luft. Männer und Weiber eilten hierhin und dorthin und das schrille Geschrei der Weiber mischte sich mit dem lauten, rauhen Rufen der Männer.

Zuweilen erlosch der Widerschein der Glut beinahe, dann stieg eine Säule von dichtem Rauch auf und zerstob im Winde. Die sengende Hitze rötete Dick's grimmiges Gesicht. John Prudfort hatte eine Leiter an der Mühle aufgestellt und wollte, mit einem Beil in der Hand, hinaufsteigen, um die Kreuzhölzer abzubauen. Aber die Hitze scheuchte ihn zurück. Das scharfe Bräseln der Flammen zeigte an, daß neue Hauptbalken ergriffen worden waren.

„Es ist unnütz, sie ist verloren,“ sagte der Schmied, die Leiter hinter sich herschleppend.

„Ich habe ihnen oft genug gesagt, was für ein Unglück ihr verdammt Schmelzofen mir noch anrichten werde,“ sagte der Müller, in seiner ohnmächtigen Wut umherlaufend.

Vikar Christian stand am Zaunthor des Hofes vor der Mühle, neben ihm der Laird Fischer, welcher schweigend und teilnahmslos in die lodernnden Flammen blickte.

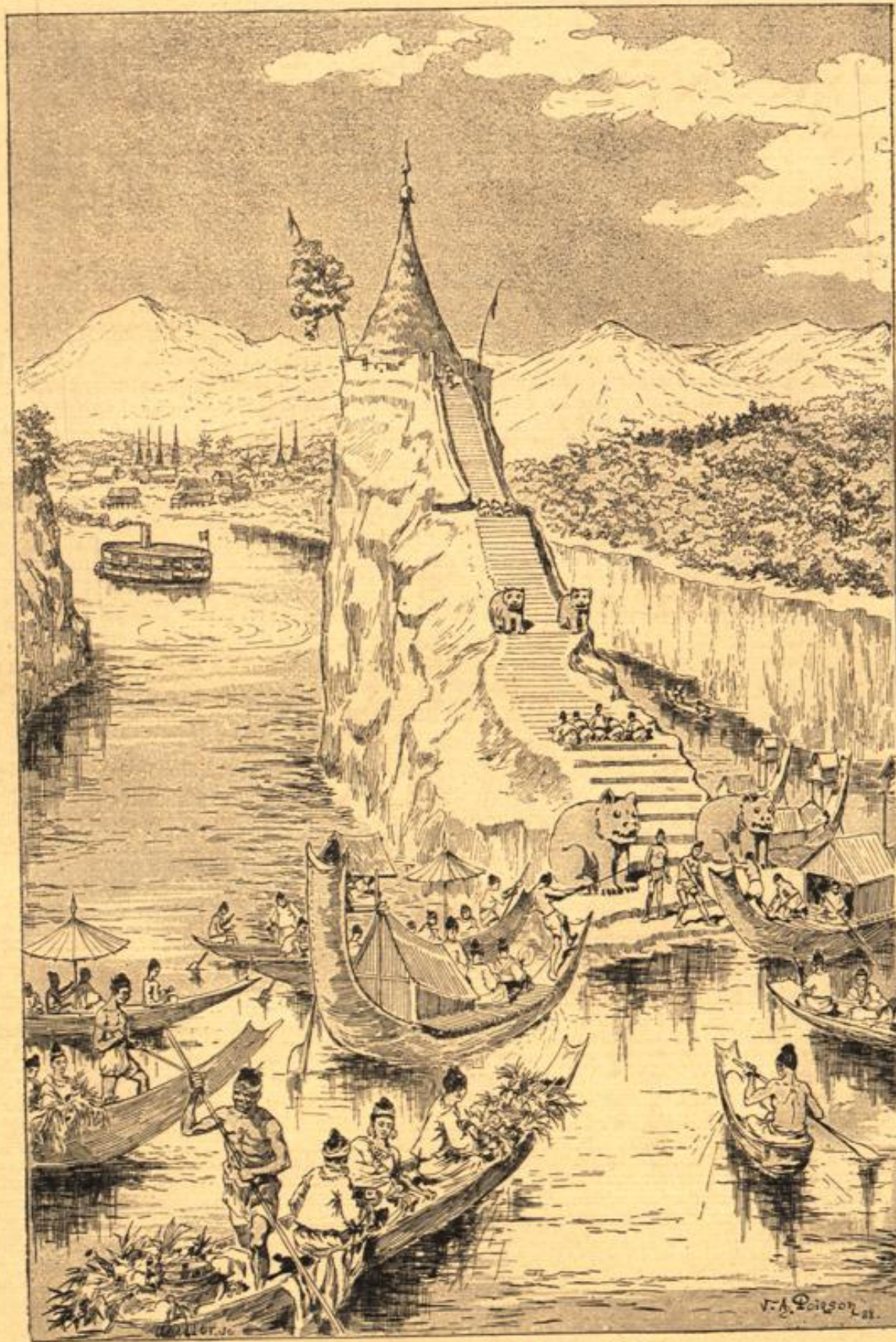
„Der Wind kommt von Süden,“ sagte er: „ein

Funken von den glühenden Schlacken, welche den Abhang hinabgeworfen wurden, wird in das Haus geslogen sein.“

Die Mühle war ein hölzernes Bauwerk, das von dem Brande wie in den Umschlungen einer Schlange festgehalten wurde. Leute kamen und gingen aus der Dunkelheit in den roten Feuerschein und aus dem Feuerschein wieder zurück in den Schatten.

Unter denselben befand sich auch eine stattliche Gestalt, welche in der allgemeinen Verwirrung von niemand beachtet wurde.

„Habt ihr ein Segeltuch?“ fragte dieser Mann, sich an die Umstehenden wendend.



Das Wasserfest zu Kalewa (Britisch-Birma). (S. 336.)

„O ja, im Grenbaler Dorfschuppen befindet sich ein ziemlich großes,“ erwiderte der eine.

„Laßt, holt es her!“

„Es ist vergebens.“

„Zum Teufel, holt es her!“

Der befehlende Ton verfehlte seine Wirkung nicht. In kaum drei Minuten zogen ein Duzend Männer ein großes Segeltuch nach sich.

„Ergreift die Stricke und taucht es in den Fluß!“ rief dieselbe Stimme, das allgemeine Geräusch übertönend.

Es geschah und ganz und gar durchnäht wurde das Segeltuch in den Hof der Mühle geschleppt.

„Wo ist eure Leiter? Schnell!“

Die Leiter wurde an den glühend heißen Holzwänden aufgestellt.

„Haltet euch bereit, mir die Stricke zuzuworfen,“ rief die tiefe Stimme.

Ein fester Tritt wurde auf die unterste Stufe gesetzt. Dann hörte man das Klirren von Glascherben und gleich darauf strömte eine dichte Rauchwolke aus einem zerbrochenen Fenster heraus. Für einen Augenblick war der helle Schein verdunkelt. Aber bald brach die Glut aufs neue hervor und leckte mit mächtigen roten Zungen gen Himmel.

„Es hat die Windflügel ergriffen!“ rief der Müller. Sie flogen mit dem Wind herum. Eine Flammenlinie schien sie zu verfolgen.

„Wer ist der Mann auf der Leiter? Kennst Du ihn?“ rief John Prudfort.

„Nein,“ erwiderte der Müller.

In diesem Augenblick näherte sich Hugo. Der Rauch hatte sich verzogen und man konnte eine dunkle Gestalt in nebelhaften Umrissen hoch oben an der Seite der Mühle erblicken, welche das überhängende Dach erstieg.

„Nun die Leinen!“ rief der Mann herab.

Aufs neue brachen die Flammen hervor und erhellten das nächtliche Himmelsgewölbe. Die dunkle Felswand war bis hoch oben düster beleuchtet und das Wasser des Flusses in der Thalschleife erschien wie ein Strom von glühendem Metall. Die mächtige Gestalt stand im hellen Widerschein der roten Glut auf dem Gebälk des Daches der Mühle, knisternd und prasselnd drehten sich ihr zur Seite die feurigen Flügel.

Als das grelle Licht so auf das entschlossene Gesicht und das rotbraune Haar des Mannes fiel, konnte niemand mehr im Zweifel sein, wer er war.

„Es ist Paul Ritsen,“ riefen zahlreiche Stimmen.

„Zum Teufel, die Leinen, schnell!“

Die Leinen wurden ihm zugeworfen. Er fing sie auf und warf sie auf der andern Seite wieder herab. Dann wurde das nasse Segel über die Mühle gezogen, bis das Dach und zur Hälfte auch die Seiten davon bedeckt waren. Das Rad brannte aus und der eiserne Wellbaum fiel mit schwerem Fall herab.

Das Feuer war überwunden, der Nachthimmel wieder in tiefes Dunkel gehüllt, der Wind erstarrte. Nun fand die geschäftige Menge Zeit, das Ereignis zu besprechen.

„Wo ist Paul?“ fragte der Vikar.

„Ja, wo ist er?“ wiederholte der Müller.

„Ein erstaunlicher

Mensch, gewiß, aber wo ist er denn?“ rief der Schmied.

Niemand wußte es. Als die Flammen zu erlöschen begannen, war er verschwunden. Niemand wußte, wohin er gegangen war.

„Neun Uhr,“ sagte der Vikar, sich heimwärts wendend.

„Es war heiße Arbeit, meine Freunde.“

Jetzt hörte man Räder rollen und Natt kam an der Pforte des Mühlenhofs vorgefahren.

„Du hast viel versäumt, Natt,“ sagte John Prudfort, „wo warst Du denn?“

„Ich fuhr den Herrn nach dem Bahnhof.“

Hugo stand daneben. Alle blickten auf ihn und Natt.

„Auf den Bahnhof? Was meinst Du damit? Wen?“
 „Wen? Nun, Master Paul natürlich,“ erwiderte
 Rati mürrisch. „Ich denke, Master Hugo kann's wohl
 nicht gewesen sein.“
 „Wann? Zu welchem Zug?“ fragte der Vikar.
 „Zum Nachzug nach London.“
 „Nacht Uhr? — London?“
 „Spreche ich etwa nicht deutlich?“
 „Und er ist wirklich abgefahren?“
 „Ich stehe dafür, daß er abgefahren ist.“
 Auf allen Gesichtern, außer dem Ratts, lag ratloses
 Erstaunen.
 (Fortsetzung folgt.)

Kennpferde, auf deren Rücken sie den tollen Ritt über die Hecken
 wagen sollten. Prüfenden Blickes schritten die Besitzer der edlen
 Pferde hin und her, hier einen vorlauten Jockey zur Ruhe ver-
 weisend, dort einem andern Verhaltensmaßregeln für den Wett-
 ritt zuschüßend.

Von der lärmenden Gruppe keiner Kameraden abgelenkt
 sah still in sich gekehrt ein blondhaariger schlanker Jockey, in
 die Farben des bekannten Pferdebesizers Hugh Stanley gekleidet.
 Das schreiende Rot des mit blauen Sternen besetzten und mit
 orange- und gelber Schärpe behängten Jaquets saß seltsam ab von
 den bleichen, aber auffallend regelmäßigen Gesichtszügen des
 jungen Reiters, der, anscheinend in tiefe Gedanken versunken,
 die Reipferde spielend auf seinen blanken Stulpenstiefeln tanzen
 ließ.

„Na, James, mein Junge,“ redete jetzt Mr. Stanley, der
 reiche Sportsman aus Kentucky, seinen Jockey freundlich an,

früher einmal reich gewesen ist. Na, heute wird's ihm einmal
 schief gehen!“

Der blonde Reiter der stinken Gazelle hatte diese hämischen
 Worte wohl gehört und wußte auch, wem sie galten. Die Jockey-
 schar nannte ihn keines zurückhaltenden Weisens halber und weil
 er weder mit ihnen fluchen, trinken, noch im Würfelspiel seinen
 zwar reichlichen, aber jauer erworbenen Verdienst vergeuden wollte,
 nur „the Dutch maiden“.

Ohne die spottenden Burschen eines Blickes zu würdigen,
 schritt James zur Barrière, wo die Gazelle, eine mutige, schlank
 gebaute Fuchstute, von einem winzigen Stalljungen gehalten,
 siegessehrig im Gebiß knirschte.

Wenige Minuten später brauste die bunte Kavalkade Staub-
 wirbelnd auf der Rennbahn dahin. Der „Start“ war glatt
 von statten gegangen, wenn auch die sonst so musterhaft dressierte
 Gazelle, die gewöhnlich vor Eifer den Trommelschlag kaum er-
 warten konnte, heute zum
 Ehren ihrer hoch wettren-
 den Verehrer beim Ablauf
 sich mehreremal bedenklich
 aufbäumte und sogar deut-
 liche Reigung zum Boden
 gezeigt hatte.

Auch beim ersten Hinder-
 nis bedurfte es der ganzen
 Geschicklichkeit des jungen
 Reiters, um das offenbar
 nicht richtig aufgeäumte Tier
 zum Springen zu bringen.
 Auf der glatten Bahn aber
 holte das flinke Tier diese
 Versäumnis bald wieder ein
 und flog pfeilschnell dem an-
 scheinend sichern Sieg zu.

Nun war nur noch eine
 Hede, wenn auch die höchste
 der ganzen Bahn, zu nehmen.
 Noch immer war die Gazelle
 um mehrere Längen voraus,
 durch ein scharfes Glas aber
 konnte man bemerken, wie
 der frampfhaft nach vorn
 gebeugte Jockey dem gegen
 seine Gewohnheit schweiß-
 triefenden Tiere beruhigend
 auf den schlanken Hals klopfte.
 Jetzt war die Hede erreicht.
 Der Reiter zog scharf die
 Zügel an, riß den Kopf des
 Renners in die Höhe und
 kehte die Sporen ein, um den
 letzten entscheidenden Sieg zu
 gewinnen.

Aber das Pferd sprang
 nicht! Kergengerade stieg es
 in die Höhe, stellte sich dann
 mit gewaltigem Ruck auf die
 Vorderbeine und schlug nach
 Art der türkischen mesiani-
 schen Rastangs so wütend
 nach hinten aus, daß Gras,
 Sand und Steine in der
 Luft herumwirbelten. Ein
 vielstimmiger Schreidenschrei
 erscholl aus der Zuschauer-
 menge. Der auf so unge-
 wöhnliche Kapriolen des edlen
 Renners nicht gefaßte Jockey
 hatte seinen Halt verloren
 und war in weitem Bogen
 über den Kopf des Pferdes
 weit hinter die Hede auf den
 hartgepflasterten Boden ge-
 flogen, wo die schwächliche
 Gestalt anscheinend leblos
 liegen blieb.

Darüber weg hauste wie
 die wilde Windsbraut die
 Schar der zurückgebliebenen
 Renner; wie durch ein Wun-
 der blieb aber der blutende
 Jockey von den Hufen ver-
 schont, er schien leise zu
 atmen, als man ihn in den
 Wagen der Preisrichter hob
 und zum Pavillon fuhr.

Bläulich und mit ge-
 schlossenen Augen lag die
 schlanke, aber ebenmäßig ge-
 baute Gestalt auf einem
 kleinen Ruhebett ausgestreckt, als Dr. B. hinzutrat und die schlaff
 herabhängende Hand ergriff, um den Puls zu untersuchen, wäh-
 rend einer von den Preisrichtern dem Bewußtlosen das blonde
 Haar von der Stirne strich und die Schläfen ansteuerte. Der
 erfahrene Arzt erkannte die schlimm aussehende Kopfverwundung als
 ungefährlich und füllte das auf das gleichfarbige Jaquet nieder-
 rieselnde Blut durch Ausdrücken eines Schwämmchens. Dann
 neigte er mechanisch die bis an den Hals zugedrückte Jacke los
 und schob, um den Herzschlag zu prüfen, eine Hand darunter.

Aber wie von einer Tarantel gestochen zog der sonst so
 würdevoll ruhige Heilkünstler plötzlich seine Hand zurück, winkte
 den grauhaarigen Preisrichter an sich heran und flüsterte ihm
 etwas ins Ohr, worauf dieser eilig den Pavillon verließ.

In wenigen Minuten, die aber dem Arzte genügt hatten,
 eine Untersuchung zu vollenden, trat atemlos Hugh Stanley ein.
 „Was macht mein Jockey James?“ fragte er erregt.

„Sie haben keinen Jockey James mehr!“ antwortete in sonder-
 bar gedehntem Tone der Arzt mit leichtem Zucken der Mundwinkel.

„Was, ist der arme Junge tot?“ rief Stanley schredens-
 bleich hervor.

Ein seltsamer Sturz.

Skizze aus dem amerikani-
 schen Leben

von
 C. Angar.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Auf der Rennbahn des
 prächtigen Fair-
 places zu St. Louis
 erstrahlte alles im
 goldigen Lichte ei-
 ner milden Septembersonne,
 die aus wolkenlosem Blau
 freundlich auf den duffigen
 Rasen und die dichtbelaubten
 Baumgruppen herniederlä-
 chelte, als wollte sie, die
 Kämpfer der amerikanischen
 Witterungsverhältnisse be-
 schönigend, für die so schmerz-
 lich vermigten lauen Verrtage
 einen um so lieblicheren Spä-
 sommer beschören, auch die
 würzigstrieche, von Blumen-
 hauch geschwängerte Luft er-
 innerte uns lebhaft an das
 sonnige Frühlingswetter des
 alten Heimatlandes; aber
 silbergänzende Marienläden
 durchgitterten bereits die son-
 nige Luft als zuverlässige
 Sendboten ihrer nicht mehr
 weit entfernten weißen Schne-
 ftern, der wirbelnden Schne-
 flogen, die, von rauhem Nord
 getrieben, den ganzen Farben-
 reichthum einer verspäteten
 Frühlingspracht nur allzu
 bald mit gleichförmig bitem
 Leidentuche bedecken sollten.

Wen von der bunten,
 schaulustigen Menge störten
 aber solche Wintergedanken in
 dem Genuße der aufregenden
 Wettrennen? Höchstens viel-
 leicht den geschneigten Ellen-
 reiter, der jedoch seinen letzten,
 für eine wärmende Winter-
 umhüllung zurückgelegten
 Spardollar beim glatzläng-
 gen Poolverkäufer auf das
 um eine Kopflänge zurück-
 gebliebene Favoritpferd ver-
 spielt hatte und nun die viel-
 leicht nicht ganz gründlose
 Ansicht vertrat, daß Wetten
 auf Pferderennen doch nichts
 weiter als Hazardspiel sei.
 Gewettet wurde aber darum
 doch, hoch und eifrig, selbst
 von würdevollen Rechtsgelehr-
 ten und strengen Richtern,
 die von jeher mit moralischer
 Entrüstung das „gambling“
 verdammt und dazu bei-
 getragen hatten, alles Hazard-
 spiel mit Zuchthausstrafe zu
 belegen. Alles Wetten auf
 das Ergebnis von Pferde-
 rennen blieb jedoch von dieser
 Bestimmung sorgförlig ausgeschlossen und vollständig legitim,
 denn Wettrennen ermutigen ja zur Zucht edler Rastpferde, die
 zwar nur der hohen Geldwetten wegen gehalten werden, aber nicht
 unter die Kategorie von Spielutensilien gerechnet werden können!

Vier von den auf dem Programm stehenden Rennen waren
 schon vorüber, dreimal blieb das als „bestes Pferd“ bekannte
 Tier hinter verhältnismäßig unbekannten Gegnern zurück, daher
 die Poolverkäufer und Buchmacher schmunzelnd die von einem
 vertrauensvollen Publikum gepörferten Silberlinge eingestrichen
 hatten. Jetzt kam das fünfte und letzte Rennen des Tages, ein
 Händrennen, an die Reihe.

Hinter dem zierlichen Eisengeländer des amphitheatralisch
 emporsteigenden Zuschauerraumes hielt die erwartungsvolle Menge
 mit Ferngläsern Ausschau nach den edlen Kennern, deren kleine
 Reiter in vielstärkiger Tracht sich eben zum Aufsteigen bereit
 machten. In dem kleinen Pavillon, von welchem die für den
 Ausgang der Rennen maßgebende Schur sich quer über die
 Bahn nach dem für die Preisrichter bestimmten Häuschen er-
 streckte, herrschte das regste Leben. Die gelenkigen Jockeys rühmten
 laut schwägend die Vorzüge der noch in wollene Decken gehüllten



Originalzeichnung von H. Banjura.

„Du machst ja heute wieder ein so trübseliges Gesicht, als ob
 Du auf unserer Gazelle zum Begräbnis Deiner Großmutter
 reiten und nicht lustig über Hecken und Bäume springen solltest.“

„Ich habe einen bösen Traum gehabt, Sir,“ erwiderte der
 junge Reiter wehmütig, indem er sein klares blaues Augenpaar
 treuerherzig dem männlich schönen Gesicht des Sportsman zu-
 wandte. „Mir träumte, daß das heutige Händrennen mein
 letzter Ritt sein werde,“ fügte der Jockey mit unterkennbar deut-
 lichem Accent hinzu.

„Nah! Unfinn, mein Junge!“ sagte ermutigend Mr. Stanley,
 indem er seinen schwarzen Schnurrbart drehte: „die Gazelle wird
 Dich gerade wie leghin in Louisville auch heute zum glänzen-
 den Siege tragen, und dann kannst Du Deiner alten Mutter
 wieder ein hübsches Stück Geld nach Hause schicken.“ Der Jockey
 schüttelte traurig den Kopf, sprang aber dann energisch auf und
 schritt an den lärmenden kleinen Hampelmännern vorüber stolz
 zur Thür hinaus in die Rennbahn.

„Look at the Dutch maiden!“ zischelte ein gelb und violett
 gekleideter Mulatte, der mit boshaftem Grinsen die weißen Zähne
 fleischte; „das Ding meint, es sei besser wie wir, weil sein Alter

Mit mühsam verhaltenem Lächeln erwiderte Dr. B. in feierlichem Tone: „Der arme Junge ist nicht mehr, hier aber liegt, mit den besten Aussichten auf baldige Genesung, ein vom Pferde geschleudertes — junges Mädchen!“

Seit jenem denkwürdigen Hürdenrennen sind nur wenige Monate verflossen. Die kurze Spanne Zeit war aber hinreichend gewesen, um in dem Geschick zweier Familien eine vollständige Umwälzung hervorzubringen und aus ihren zahlreichen Mitgliedern ebensoviele glückliche Menschen zu machen. In dem Städtchen H—ville in Kentucky hatte nämlich der reiche Pferdebesitzer Hugh Stanley eine blühende Jungfrau deutscher Abstammung, die anmutige Johanna Schulte, zum Altare geführt. Das überaus glänzende Hochzeitsfest hatte den Lokalblättern Stoff zu spaltenlangen Berichten und den Klatzschwestern solchen zu den mannigfaltigsten Betrachtungen gegeben. Schade, daß die Johannas romantische Geschichte nicht kannten, sonst wären ihnen vor Erscheinen noch die letzten paar Schneidezähne, die irgend ein Schriftsteller eine Quillotine für jeden ehrlichen Namen nennt, in die Kaffeetasse hineingefallen.

Unseren geneigten Leserinnen aber wollen wir verraten, daß Johanna als Tochter eines schlesischen Gutsbesitzers schon in früherer Jugend durch ihr tollkühnes Reiten die Dorfbevölkerung in Aufregung versetzte, ohne zu ahnen, daß sie nach ihres Vaters Tode, welchem eine Substitution der verschuldeten Güter folgte, im fernen Amerika als Jockey ihr Brot verdienen mußte, um ihre Mutter und Geschwister nicht darben zu lassen. Ihrer bejahrten Mutter hatte sie stets geschrieben, daß sie das viele Geld durch ehrliche Handarbeit verdiene, und damit hatte sie buchstäblich die Wahrheit gesagt, denn eine geschicktere Hand als die des „Jockey James“, hatte selten die Bügel eines Pferdes geführt; auch ihr Traum war zur Wahrheit geworden: das denkwürdige Hürdenrennen war ihr letztes gewesen.

Die kleine Fuchstute Gazelle, der das böshafte Mulattengeschloß vor dem Rennen unvermerkt ein Stück Stacheldraht unter die Rinnlette gewandt hatte, steht jetzt auf der feinen Zuchtfarm von Hugh Stanley vor einer marmornen Krippe und braucht nur noch das leichte Buggy seiner schönen Herrin zu ziehen.

Johanna Stanley aber, die an der Seite ihres braven und liebenswürdigen Gatten zur Wohlthäterin der ganzen Nachbarschaft geworden ist, sagt häufig von sich selbst, sie sei „ins Glück gestürzt“.



Aus allen Gebieten.

Von der grünen Farbe des letzten Sonnenstrahles.

Zahlreiche Beobachter haben auf die grüne Farbe aufmerksam gemacht, welche der letzte Strahl der ins Meer unter sinkenden Sonne besitzt, und manche glaubten, daß die grüne Farbe des Meeres etwas hiemit zu thun habe. Aber diese Annahme ist hinfällig, da man dasselbe bei jedem beliebigen Horizonte beobachtet und Herr Vellat die grüne Färbung in Paris oft von seinem nach Westen liegenden Zimmer mit einem Fernrohr gesehen hat. Er schildert die Erscheinung wie folgt: Wenn die Sonne bei ihrem Niedergange eine goldgelbe oder orange Färbung annimmt und nicht eine rötliche oder weißliche, so ist der obere Rand derselben von einer grünen Linie umsäumt, deren stets sehr geringe Dike zunimmt, je näher die Sonne dem Horizonte steht; dieser grüne Rand ist übrigens meist sehr unregelmäßig. Im Moment des Unterganges, wenn die Sonne fast ganz verdeckt ist von den fernen Häusern, welche den Horizont begrenzen, scheint während eines Bruchtheiles einer Sekunde der grüne Rand allein, und der letzte Strahl, der ins Auge gelangt, ist also prächtig smaragdgrün. Die Erklärung der Erscheinung ist nach Vellat sehr einfach. Infolge der Brechung unserer Atmosphäre erscheinen die Gestirne am Horizonte höher, als sie ohne Luft wären. Nehmen wir vorläufig an, es würden keine Farben absorbiert, dann würden die brechbarsten Strahlen am stärksten abgelenkt; es würden durch die atmosphärische Brechung eine Reihe farbiger Sonnenbilder entstehen, von denen das violette am höchsten, das rote am tiefsten stünde; da diese Bilder größtentheils über einander fallen, hätte man eine weiße Sonnenkegelscheibe unter einem gelb bis roten, oben mit einem grün bis violetten Rande. Da nun die gelborange Färbung der Sonne beweist, daß die blauen und violetten Strahlen absorbiert werden, so wird man von dem oberen farbigen Rande nur das Grün sehen. Die Erscheinung beweist somit das Zerstreungsvermögen der Gase unserer Atmosphäre.

Wolken als Vermittler von Telegrammen.

Zwei Schiffe der englischen Marine, der „Orion“ und der „Egipor“, haben kürzlich folgenden interessanten Versuch gemacht, sich auf offener See innerhalb großer Entfernungen zu verständigen. Der Egipor segelte von dem Hafen Singapur nach Hongkong ab und der Orion blieb im Hafen zurück. Als der Egipor 60 Meilen entfernt war, landete ihm der Orion ein Telegramm zu, indem er helles elektrisches Licht in Form von kurzen und langen Lichtblenden auf die Wolken warf, von denen es zurückgeworfen und deutlich an Bord des Egipor gesehen wurde. Wenn auch die Ausnützung einer solchen Wolken-Telegraphie, so schreibt das Patent- und technische Bureau von Richard Lüders in Götting, wesentlich vom Wetter abhängig sein wird, so ist doch

immerhin die Möglichkeit, mit Hilfe von Wolken bei Nacht 60 Meilen weit ohne Draht zu telegraphieren, bemerkenswert. Auf diese Weise könnten besonders die Lichter der Leuchttürme in wolkigen Nächten auf weit größere Fernen sichtbar gemacht werden, wenn die Türme mit einem Apparat ausgerüstet würden, der die Lichtblende an die Wolken werfen könnte. Durch Kombination von kurzen und langen Lichtblenden könnte dann ein Alphabet geschaffen werden, welches dem beim Morsetelegraphen angewendeten genau entsprechen würde.

Mäuse als Butterprüfer.

Der „Analyt“ veröffentlicht eine amüsante Zuschrift von L. W. McCoy in Princeton (New-Jersey, Nordamerika), aus welcher hervorzugehen scheint, daß die Mäuse die schätzenswerte Eigenschaft besitzen, genau zwischen Oleomargarin und echter Butter zu unterscheiden, und daß sie der letzteren den Vorzug geben. Vor einiger Zeit erhielt er mehrere Proben Butter behufs chemischer Analyse zugelandt, deren Echtheit in Zweifel gezogen wurde. Die Butter wurde geschmolzen, das meiste Fett abgeseigt und die Butter darauf in offenen Gefäßen über Nacht auf einem der Arbeitstische stehen gelassen. Am nächsten Tage fand McCoy, daß zehn von den aufgestellten zwölf Proben von den im Laboratorium hausenden Mäusen angegriffen, zwei dagegen unberührt gelassen wurden. Bei der chemischen Untersuchung stellte sich dann heraus, daß die unterjagten Sorten sämtlich echt waren mit Ausnahme der zwei, welche die Mäuse verschmähten. Ein bloßer Zufall schien hier ausgeschlossen, und um der Sache genauer auf die Spur zu kommen, stellte McCoy in der folgenden Nacht ein Glasgefäß mit Oleomargarin und ein ebensolches mit Kuhbutter auf den Tisch, und am andern Morgen fand es sich, daß die Butter rein aufgezehrt war; das Oleomargarin dagegen fand sich wiederum unangefastet vor. In der folgenden Nacht wurde der Versuch nochmals wiederholt, abermals mit dem gleichen Erfolge. Dies man keine Butter, sondern nur Oleomargarin stehen, so ließen sich die Mäuse allerdings herab, davon zu speisen, aber nur in äußerst geringen Mengen. Diese Thatfache zeigt, daß die Mäuse eine feine Unterscheidungs-gabe für verschiedene Fette besitzen, und daß eine hungrige Maus zwar Oleomargarin frisst, aber nur, wenn sie nichts Besseres hat.

Ueber den Einfluß einer Sinneserregung auf die übrigen Sinnesempfindungen.

hat nach der „Z. N.“ B. Urbantisch interessante Beobachtungen gemacht. Betrachtet jemand kleine, verschieden gefärbte Felder, die von der Versuchsperson so weit entfernt aufgestellt werden, daß die einzelnen Farben unendlich oder gar nicht wahrgenommen werden, und läßt man, während dies geschieht, auf ein Ohr oder auf beide Ohren einen Stimmgabelton einige Sekunden einwirken, so kann man meist eine auffallende Beeinflussung der Farbenempfindung durch die gleichzeitig stattfindende Gehörserregung feststellen. Hohe Töne nämlich erhöhen die Helligkeit der Farbenfelder, tiefe Töne dagegen lassen die Farbenfelder gesättigter erscheinen, namentlich das Rot. Auch die Schärfe selbst wird durch gleichzeitige Erregung der Gehörsnerven verbessert, so daß man eine Person deutlicher sieht, wenn man sie reden hört. Man kann es kaum vermuten, daß auch auf Geruch und Geschmack wie auf Temperatur- und Tastgefühle Gehörserregungen einwirken. Es sei hier nur das Auftreten von Schmerz in bestimmten Zähnen infolge bestimmter Töne erwähnt. Nämlich den Gehörserregungen wirken Gesichtswahrnehmungen zurück auf die übrigen Sinnesorgane. Wie das Auge durch das Ohr, so wird auch das Ohr durch das Auge beeinflusst. Man hört in der Regel besser, wenn zugleich das Sehorgan gereizt wird. Verschluss der Augen bedingt eine Schwächung des Hörvermögens; es ist auch bekannt, daß ein Lauschender die Augen weit zu öffnen pflegt. Daß Geschmacksempfindungen durch Licht und Farben in auffälliger Weise bestimmt werden, ist eine tagtägliche Beobachtung. Der Geschmack des Säßen wird durch Rot, besonders aber durch Grün gesteigert, durch Gelb und Blau herabgesetzt. Ebenso stellte Urbantisch an seinen Versuchspersonen fest, daß der salzige, saure und bittere Geschmack durch bestimmte Farbmahnehmungen beeinflusst werde. Das an verschiedenen Körperstellen vermittelte eines Haars erzeugte Kitzelgefühl wird herabgesetzt durch Verschluss der Augen; das durch Eintauchen der Hand in warmes Wasser erzeugte Wärmegefühl wird durch Rot oder Grün und jede intensive Beleuchtung erhöht, durch Blau und Violett dagegen vermindert.

Rezepte.

Kopirtinteneztrakt (Kaisertinteneztrakt). 100,0 fransö. Blausolzeztrakt, extrafein +, 30,0 ozalsäures Ammon, 30,0 schwefelsäures Aluminium, 8,0 Ozalsäure, 1,0 Salicylsäure, 5,0 saures chromsaures Kali pulvert man groblich, mischt und verabreicht in einer Blechbüchse. Die Gebrauchsanweisung lautet: Man schüttet den Inhalt der Büchse in einen irdenen Topf, übergießt hier mit 1 Liter kochend heißen Regenwassers und rührt eine Viertelstunde lang mit einem Holzspan um. Man deckt hierauf den Topf zu, läßt ihn ruhig stehen und gießt nach acht Tagen die klare Tinte vom Bodensatz ab. Die so hergestellte Tinte entspricht den höchsten Anforderungen.

Kosten der Adergeräthe. Das Kosten der Aderbaugeräthe und dergleichen kann durch einen einfachen Ueberzug von Speck und Harz leicht vermieden werden. Man schmilzt zu diesem Behufe drei Teile Speck mit einem Teile Harz zusammen und trägt die Mischung mit einer Bürste oder einem Lappen auf. Die feinsten wie die größten Gegenstände aus Stahl und Eisen können damit geschützt werden. Diese Salbe sollte immer in Bereitschaft sein und besonders vor Eintritt des Winters, bevor die Geräthe aufgehoben werden, in Anwendung kommen. Das Verhüten des Kostens besteht bekanntlich darin, den Sauerstoff der Luft abzuhalten, und dies ist am besten zu erreichen durch Ueberziehen der Gegenstände mit einem Fettfirnis wie angegeben.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Einen interessanten Einblick in die Elementarbildung unseres Volkes vor hundert Jahren gewährt uns Gottlieb Enderfelders im Jahre 1759 bei Joh. Jac. Korn in Breslau erschienene „Kurzgefaßte Kindergeographie“, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Schule und Familie allgemein im Gebrauche und außerordentlich beliebt war. Der gute Enderfelder (erster Rektor der evangelischen Schule zu Friedland) sagt in seiner Vorrede zur „Kindergeographie“, es müßten „Sachen in Städten und Ländern darin vorkommen, welche die Kinder aufmerksam machen und in Verwunderung setzen, dabei bleiben sie hübsch lustig und lernen nachzudenken“. Sehen wir nun zu, wie Enderfelder in seinem in Frage und Antwort abgefaßten Schulbuche dabei zu Werke geht. Wir lesen darin unter anderem: „Wer führte die Landkarte in Ägypten ein? Der König Sesostris.“ — Welche Stadt ist der Mittelpunkt von Europa? Nürnberg. — Welche Kinder sind aufs Lesen und Schreiben sehr erpicht? Die Kinder in Portugal. — Welcher Wein hat seinen Namen von den lebernen Seden bekommen? Der Sect. — Wie ist Italien illuminirt? Carminroth. — Wie werden die Mordmörder in Italien genannt? Banditen. — Wie sind in Genua die Gassen gebaut? So enge, daß kaum zwei Frauenzimmer mit ihren großen Reißröcken neben einander vorbeigehen können. — Welche Biere schmecken in Deutschland am besten? Kitzelbier. — Was trinkt der Herr, Anisienad und Kitzelbier. — Wie sieht Böhmen auf der Landkarte aus? Es sieht einer blühenden Rose ähnlich. — Was zeigte man in der Stadt Prag Merkwürdiges? Eine Fleischbank, in welcher keine einzige Fliege anzutreffen ist, weil sie entweder der heilige Procopius oder ein Schwarzküchler daraus vertrieben hat. — Welches ist die Großmutter aller Gloden in der Welt? Die Glode in der St. Stephanikirche in Wien. — Welche Leute sitzen zu Lion hauffenweis auf der Gassen? Die Jungfern in Lion, sie machen Spizen und nähen in Seide. — Wer hat sich bei der Eroberung der Länder der Geographie bedient? Alexander der Große. — Wer noch? Josua, der mit Hilfe derselben das gelobte Land einnahm — und so weiter.“

Als Bosco nach Pest kam, unterhandelte er anfangs mit dem deutschen Theater, als jedoch einer der Direktoren des ungarischen Theaters davon Kenntnis erhielt und befürchtete, Bosco würde dem verhassten deutschen Theater viel Rasse machen, so suchte er ihn für seine Bühne um jeden Preis zu gewinnen, was ihm auch durch glänzende Anträge gelang.

„Aber“, sagte der Direktor zu Bosco, „können Sie ungarisch?“ „Nix!“ war die Antwort.

„Nun, da Sie nicht ungarisch verstehen, so möchten wir, daß Sie Ihre Kunststücke französisch erklären mögen.“

„Aber Signore“, erwiderte Bosco, „verstehst der Publika nix französisch, und wenn nix verstehen espliatione, auch nix verstehen meine Kunst.“

„Aber Deutsch können wir Ihnen durchaus nicht gestatten.“

„O Signore, sprechen si ja nix deutse Sprache, sprechen si bißl französisch, bißl italienisch, bißl deutsch, durcheinand — das ist nit deute, das ist lauderwelche Sprache!“

Dies Argument wurde angenommen und dem schlauen Taschenspieler gestattet, sich in lauderwelcher, aber ja nicht in deutscher Sprache auszudrücken!!!

Einen eigentümlichen Mietsvertrag teilt der „Nark. Spr.“ mit. Das Ungeheuer von einem Schriftkud, welches dem genannten Blatte in Urchrift vorliegt und vom Jahre 1855 stammt, lautet folgendermaßen: „Kontrakt mit dem alten Werner. Als ich Witwe in meinem Hause bleiben, er muß raus, wenn der Rantonbeamte Sprenger hier bleibt, muß er raus, wenn er fortzieht nach Herford, so kann er rinfommen der Werner für die Miethe, sonst muß er raus. Der Rantonbeamte hat gemietet auf ein Jahr, wenn er bezahlt, muß Werner raus und er soll rinnen bleiben, wenn der Sprenger raus bleibt. Wenn der Rantonbeamte einem anderen Rantonbeamten vermiethet, so muß er raus der Werner, und Sprenger soll rinn und die Miethe muß Werner bezahlen, sonst muß er raus. Kontrakt mit dem alten Werner, der muß rausziehen. Budes.“ — Wer muß nun eigentlich „raus“?

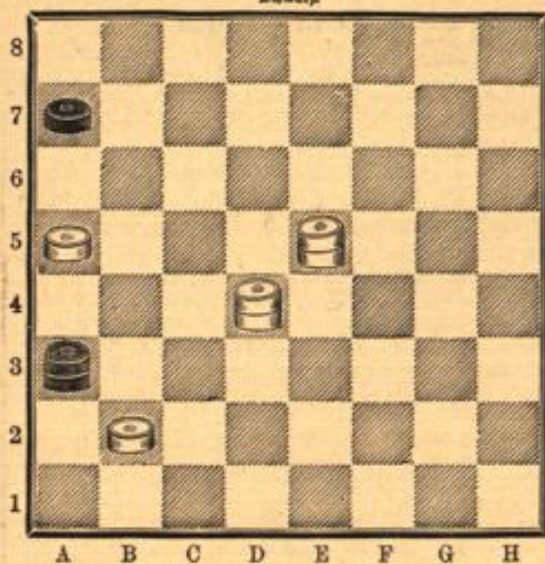
Ursprung der Gabeln.

Eine in einem Grabe zu Pästum aufgefunden, jetzt im „Museo Nazionale“ aufbewahrte Gabel mit fünf Zinken läßt keinen Zweifel aufkommen, daß dieses Tischgerät zu denselben Zwecken wie bei uns bereits von den alten Römern gekannt war. Bis zur Zeit des Fundes hatte man die Erfindung und Einführung der Gabel in das vierzehnte Jahrhundert verlegt, wo ihrer König Karl V. von Frankreich in einem Inventarium vom Jahre 1379 zuerst erwähnt. Aber die sogenannten Gabeln aus dieser Zeit waren von sehr kleiner Dimension, hatten nur zwei oder drei Zinken und am entgegengelegten Ende einen Köpfel. Noch am Hofe Heinrichs III. gehörten Gabeln zu einem großen Luxus. In England kamen sie erst unter Jakob I. in Aufnahme. In Spanien, wo sie sich noch später Eingang verschafften, waren sie stets auf der andern Seite mit einem Köpfel versehen. In einem Buche der Abtissin von Hohenheim im Elß († 1195) kommen Gabeln auf einer Darstellung einer Tafel neben dem Messer vor, aber es ist über Einführung derselben in Deutschland nichts Zuverlässiges zu ermitteln.

Damenspiel.

Aufgabe Nr. 7.

24. März.

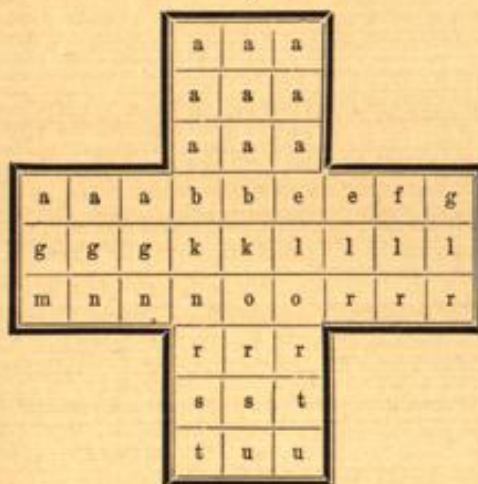


Weiß zieht und gewinnt.

Auflösung der Damenspiel-Aufgabe Nr. 6, Seite 297:

- | | |
|----------------------------------|--------------------------|
| 1) D. A 5 - B 6 . . . | 1) D. D 4 - G 1 †. |
| 2) D. B 6 - F 2 † . . | 2) D. G 1 - G 5 † †. |
| 3) H 6 - F 4 † . . . | 3) F 8 - E 7 ober - G 7. |
| 4) F 4 - E 5 oder - G 5 gewinnt. | |
- A.
- | | |
|-------------------------|-----------------|
| 1) E 3 - C 5 † gewinnt. | 1) C 5 - A 7 †. |
|-------------------------|-----------------|

Somogramm.

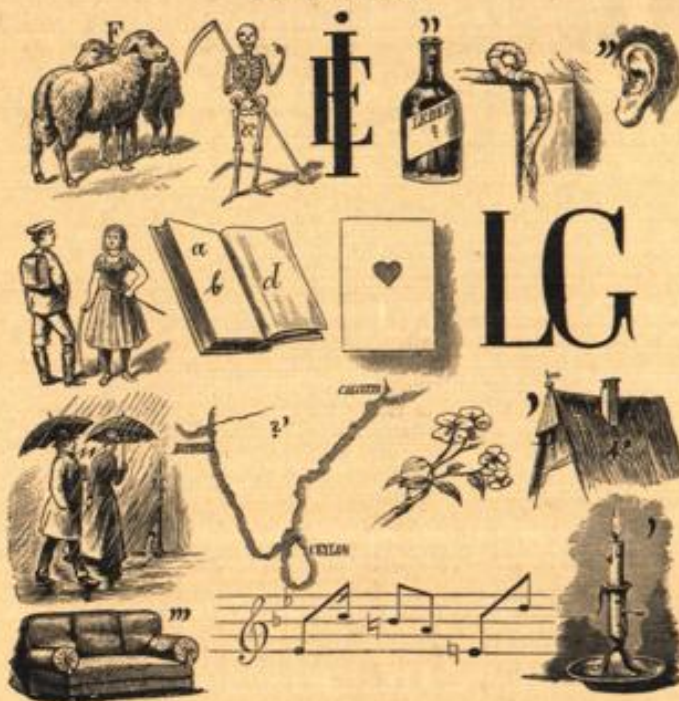


Die Buchstaben dieser Figur sind so zu ordnen, daß sich aus den langen — senkrechten wie wagrechten — Reihen ergeben:
 1) ein südeuropäisches Vorgebirge,
 2) eine Stadt in Spanien,
 3) ein gewesener französischer Kriegsminister.

Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 320:

Apis — Pisa.

Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 320:

Ein gelehrter Kopf redet auch nach dem Tode.

Auflösung des Rätselsprungs Seite 320:

Frühlingslied des Repräsentanten.

Frühling ist's, ich laß' es gelten,
 Und mich freut's, ich muß' erheben,
 Daß man kann spazieren gehen,
 Ohne jaß' zu erlösen.

Daß es keinen überlasse,
 Mich im grünen Feld zu sehen!
 Nicht verständig' ich auszugehen,
 Kleinstens Frühling in der Tasche.

R. H. Lang.

Kleine Korrespondenz.



Hr. S. Antonius in Sch. Gl. Cr. ist Pseudonym für Frau Clara Weise, Oberkirch (Schwarzwald).
 Hr. Eggeling in Braunschweig. Am Zogenpalast in Venedig bestand sich ein Löwenraden, eine Art Briefeintruf für geheime Mitteilungen an die höchste Staatsbehörde.
 Abonnent in der Schweiz. Das ist so, wie die Behörde Ihnen schrieb.
 Hr. D. Sommer in S. Was betraf die Zuhörst? Worauf bezog sich Rheophor?
 Abonnent in Bremen. Die Salze der deutschen Salinen sind gleich stark. Es handelt sich hier wohl nur um den Wassergehalt, den das Rohsalz anzieht und der höchst veränderlich ist.
 Hr. R. Braimi in Meran. Durch Auslegen von Benzimagnesia und vorsichtiges Abheben mittelst eines Messers nach etwa fünf bis zehn Minuten.

Hr. Mina D.... in Straßburg. Ein größeres Wert veranlaßt: Edhardt. Der gute Ton in allen Lebenslagen. Kleiner von Kocco.

Hr. Betty in C. Von einer früheren Anfrage ist uns nichts bekannt, sonst hätten wir Ihnen schon mitgeteilt, daß Sie das Oelharbendruckbild „Wolf und Lamm“ auch jetzt noch zum Vorzugspreis von Mark 1.50 durch Ihre Buchhandlung beziehen können.

Hr. J. W. Harlmann in Saanen. Um auf einer Eisen- oder Stahlplatte Schriftzüge mittelst einer Feder anzubringen, konnte man das Einziehen eventuell durch Schreiben mit verdünnter Schwefelsäure oder Salzsäure versuchen. Die Radierungen und Bissierungen werden für gewöhnlich bei Galanteriewaren von Stahl auf rein mechanischem Wege hergestellt. Nach unserer Ueberzeugung sehen diese sehr sauberen Figuren viel schöner aus, als dies bei Anwendung von Säuren der Fall sein würde.

„Och im Gebirge“. Nein. Der Jahrgang 1884 unseres Journals ist in dem gleichen Format wie der gegenwärtig laufende erschienen und jetzt broschürt im Preise auf Mark 2.50 ermäßigt. Bei Ihrem Postamt können Sie diesen Jahrgang allerdings nicht bestellen, sondern dies müßte bei einer Buchhandlung geschehen oder, falls Ihnen hier Schwierigkeiten erwachsen, bei unserer Verlagsbuchhandlung gegen Frankoerstattung des bemerkten Betrags.

Frau R. St.... in N. Wir bitten um Einsendung zum Zweck der Prüfung.

Hr. Jos. Wenz in Berleberg. Die Redensart: „Und wenn ich nun besser bin als mein Ruf“, kommt aus „Figaros Hochzeit“ der, wo (Akt 3, Scene 5) Figaro auf des Grafen Almaviva Vorwurf, er sehe in abschuldlichem Ruf, die oben angeführte Frage aufwirft.

Hr. Elise Bäuml in Ulm. Picador ist der mit einer Lanze bewaffnete Stierkämpfer zu Pferde. Soll es aber nicht vielleicht Picado heißen? Das bedeutet: die ausgehöhlte Zeichnung. Dem Gegenstand nach ist wohl letzteres gemeint.

Frau Amalie Günther in Kassel. Lassen Sie die Salicylsäure lieber sein, sie ist durchaus nicht so harmlos.

Hr. J. Bernheim in Stockholm. Wir empfehlen Ihnen zu diesem Zweck das kleine Werk: „Franz Vist, sein Leben und sein Wirken“, von Bernhard Vogel. Leipzig, Hoffe.

Richtige Lösungen von Rätseln, Netzen, Charaden etc. sind uns zugegangen von: Hr. Sophie Antonius, Schäßburg; Martha Kahle, Berlin; Katharine Corqui, St. Louis; Köschel, Bonn; Philippine, Chur; Luise Brunco, Rödlingen; Hannchen Rubel, Zürich; Vertha Schreiber, Bamberg; Ottilie Krehl, Hamburg; Frau E. Roulen, Straßburg; Emma Lustig, Göttingen; Sophie Paul, Stettin; Katharina Sander, Bingen; Hr. P. Oberhoffer (2), Eßernach; E. Straßburger, Schwerin; P. Gramow, Gollnow; W. Duta, Traunkirchen; Krennwald, Hannover; E. Kiefe, Dresden; Felix, Bonn; W. Groh, Gießen; W. Homberg, Grefeld; R. Harnisch, Badingen; P. Gärtner, St. Ingbert; A. Kanaß, Riga; W. Hieronymi, Frankfurt a. M.; Grimm, Rottburg; E. Pauselius, Braunschweig; W. Rottat, Ralhatt-Burbach; R. Wernbli, Pfäfers; G. Kräuter, Berlin.

Anfragen. *)

12) Wie macht man Stiefel so wasserdicht, daß man damit in Meerwasser etwa eine Stunde stehen kann?
 Abonnent in Bremerhaven.

Antworten.

Auf 10): Handelt es sich um eine wirkliche „Goldbroche“, so ist dieselbe durch einen geschickten Juwelier wieder zu „polieren“. Die Säure hat das mit dem Golde legierte Metall (Silber, Kupfer) gelöst, wodurch die Oberfläche rauh wurde. Hat man es jedoch mit einer Broche zu thun, welche lediglich sehr oberflächlich vergoldet ist, dann ist eine neue Vergoldung nötig oder — Ersatz der alten Broche durch eine neue.

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserem Leserkreis werden wir mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlichen, wie wir auch stets zur unentgeltlichen Aufnahme passender Anfragen von Seiten unserer Abonnenten bereit sind.

Redaktion: Otto Reisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
 Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Kleinste Inseraten-Aufnahme bei Rudolf Mosse Anzeigen. Inserations-Gebühren für die Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands u. d. Auslandes. 1 M. Reichswährung. in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Einladung zum Abonnement auf die

Deutsche Roman-Bibliothek.

In wöchentlichen Nummern von je 3 Bogen. Preis 2 Mark pro Quartal. — In vierzehntägigen Heften in elegantem Umschlag. Preis 35 Pfennig pro Heft.

Der neue, siebenzehnte Jahrgang, welcher in der Großquart-Ausgabe von Oktober zu Oktober läuft, enthält in den bis jetzt erschienenen Nummern außer einem reichhaltigen Feuilleton:

„Samilla“, von Ernst Eckstein — „Der Weg zum Glück“, von Robert Byr — „Im Bann der Irredenta“, von O. Meding-Samarow.

Soeben hat neu begonnen:

„Der älteste Sohn“. Roman von Moritz von Reichenbach.

Die „Deutsche Roman-Bibliothek“ erscheint auf vielseitigen Wunsch nunmehr auch in einer eleganten „Salon-Ausgabe“ — jährlich 26 Halbbände von je 10—11 Bogen in handlichem, gefälligem Buchformat in gediegener Ausstattung zu dem überaus mäßigen Preise von 40 Pfennig pro Halbband — welche den Vorteil bietet, daß jeder Roman, sobald er vollständig erschienen, sofort für sich eingebunden werden kann, da jeder Roman apart paginiert ist.

Der Jahrgang dieser Salon-Ausgabe läuft von Januar zu Januar und ist somit jetzt die beste Gelegenheit zum Eintritt in das Abonnement geboten. Der erste Halbband des zweiten Jahrgangs (1889) ist in allen Buchhandlungen zur Einsicht erhältlich.

Wir laden alle Abonnenten von „Illustrirte Welt“ zum Abonnement auf unsere „Deutsche Roman-Bibliothek“ als überaus billiges und äußerst geistreiches Ergänzungs-Journal freundlichst ein.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster.

Ueberall zu haben in Büchsen à
Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

Anlage 552,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.



Die Modenwelt.
Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 — 75 Pf. Jährlich erscheinen:
24 Nummern mit Toiletten- und Handarbeiten-entwürfen gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibungen, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Toilette für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zartere Kindesalter umfassen, ebenso die Saisonmode für Herren und die Bett- und Tischwäsche etc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmuster für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Bezeichnungen für Weiß- und Buntstoffe, Sammet-Abdrücke etc.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postämtern. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition. Berlin W., Potsdamer Str. 35; Wien I., Dorotheengasse 2.

1000 Briefmarken ca. 100 Stück nur 50 Pf.

200 versch. M. 1.—, 250 versch. M. 1.50.
300 „ M. 2.—, 350 „ M. 2.50.
500 „ M. 3.—, 750 „ M. 4.—.
1000 „ M. 4.—, 1500 „ M. 5.—.
bis 5 M. Porto extra.

Kauf je nach Anzahl u. Sorte wenn preiswert.
A. Salvador, Hamburg.



Comilon- & Carneval-Gegenstände
als Mützen, Orden, Touren, Costume, Masken etc.
sowie Cartonnagen & Attrappen
empfiehlt die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden.

— Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. —

Seeben ist schon in sechster Auflage erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Die Gred.

Roman aus dem alten Nürnberg von
Georg Ebers.

2 Bände. Preis geheftet M. 10. —; in feinstem Original-Einband M. 12. —

Dieser neue Roman von Georg Ebers hat einen sensationellen Erfolg zu verzeichnen, denn schon jetzt, wenige Wochen nach seinem Erscheinen, sind wir in der Lage, das Erscheinen der nächsten Auflage ankündigen zu können, und bereits sind schon Uebersetzungen in nicht weniger als sechs Sprachen: das Englische, Holländische, Dänische, Schwedische, Ungarische und Polnische, in Vorbereitung. Der Roman führt den Leser nicht, wie manche seiner Vorgänger, in das alte Ägypten, sondern spielt in Nürnberg. Ein Familienroman in des Wortes voller und gater Bedeutung ist diese „Gred“, und die Gred (Margaretha) Schopperin eine Gestalt, die jedes Deutsche, vornehmlich der Frauen und Mädchen Freundin und Liebling zu werden verdient. Der berühmte Verfasser bietet hier ein Werk, welches Geist und Herz befriedigt und reichhaltigen Genuss gewährt.

Die Stiftung von Zimmermann'sche Naturheilkunst

bei Chemnitz, in reizender Lage. Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettleibh., Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w., Sommer- u. Winterkuren. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse.



Vorher

Zwanzigjähriger Erfolg!
Das bis jetzt bekannte, einzig wirklich sichere Mittel zur Herstellung eines Bartes ist Professor
Dr. Modenis
Bart-Erzeuger.

Garantie für unbedingten Erfolg innerhalb 4 bis 6 Wochen, selbst bei jungen Leuten von 17 Jahren. Absolut unschädlich für die Haut. Diskretester Versand. Flacon M. 2.50, Doppelflacon M. 4. Allein echt zu beziehen von **Giovanni Borghi** in Köln a. Rh., Kas. de Cologne- und Parfümeriefabrik.



Nachher

Illustrirte Prachtwerke

erschienen in der

Deutschen Verlags-Anstalt

in

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.



Tragbare Oefen
mit Gasbrennstoff-Heizung. Die Oefen brennen ohne Schornstein, rauch- u. geruchlos und werden beliebig auch da gesteuert, wo keine Feuerungsanlage unterliegt. Die Oefen sind aus Eisenblech gefertigt, leicht, ansehnlich u. praktisch. Diese Oefen funktionieren ohne Bedienung Tag und Nacht vollst., gefahrlos. Oefen, ein. versch., ca. 1 Liter hoch, incl. Heizung für ca. 2 Monate 30 M. Preis, gratis.
C. Natorf Heiz-Ges., A. Nieske, Dresden.



Kaiser-Blume
feinster Sekt
gesetzlich geschützte Marke von
Gebrüder Hoehl
in
Geisenheim.
Schaumwein-Kellerer.
Zu beziehen durch die Weinhandlungen.

Ersparnisse

machen diejenigen Damen, welche vor Beginn grosser Arbeiten Muster meiner Spezialitäten: Strickwollen, Rock- u. Decken-Wollen, aus engl. Kammgarn, Zephyr u. Kameelhaar, meine absolut echtfarbigen Baumwollgarne Hakegarne mit genau pass. Kongressstoff „Hoffmanns Goldetikett“ u. s. w. verlangen. Tausende intelligenter Hausfrauen rühmen die gebotene Auswahl, die Solidität und Billigkeit meiner Erzeugnisse.
Paul Hoffmann, Ruhrort a/Rh.



Gediegene kaufmännische Ausbildung — gründliche Schulung nach System — gründlicher praktischer Unterricht — Prüfung nach dem neuesten Schulgesetz — schriftliche Prüfung —
BUCHFÜHRUNG
Correspondenz, Buchführung, Kontenbuchführung, Bilanzbuchführung, Lohnbuchführung, etc.
Otto Biede — Elbing.



PRAG, Böhmen, Zeltnergasse Nr. 15.

Echter böhmischer Granatschmuck.

Reich illustrierte Preisliste gratis und franco. Zollerfrei Versandt ab Filiale in Berlin, Friedrichstrasse 175 W.

Creolin-Pearson

ist ein sehr billiges, ungiftiges und zehnfach stärkeres Desinfektionsmittel als die gefährliche Carbolsäure; ist ein ideales Luftreinigungs- u. Desinfektionsmittel; verdrängt und heilt nach zahlreichem wissenschaftlichen Versuchen durch Zerstörung der Keime alle Ansteckungskrankheiten.

Original-Creolin, -Pulver und -Seifen sollten in keinem Hause und in keinem Stalle fehlen.

Man fordere in Apotheken nur unsere plombierten Gefässe, da wertlose und gefährliche Nachahmungen im Handel.

William Pearson & Co., Hamburg.



Viele Neuheiten in Schuss- u. Hieb- u. Stich-Waffen.

Preislisten gratis.
Hippolit Mehles, Waffenfabrik Berlin W., Friedrichstrasse 159.

Harzer Kummelkäse

sehr fett u. pikant, Postkiste 100 Stck 3.00 M. franco, versendet unt. Nachn. die Harzerkäserei
Ettinge i. G. **Fr. Weidlings Wwe.**



Anerkannt bestes Putzmittel der Welt. Man achte genau auf Firma und Schutzmarke!



schnell und sorgfältig durch
RICHARD LÜDERS, Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.



Für e. geb. Fräulein u. Frl. 24 J. a. v. hübsch, versch., m. gr. Verm., von sol. entz. Mitt., aus angl. Fam. u. händl. erp. u. man. gel. pos. Berenthet. v. s. Pers. v. d. d. Part. gel. Am Lieb. Gütlich. ob. h. d. Verm. aus angl. Fam. Hauptber. ebl. u. sol. Charakt. u. angest. Neut. Str. Tisch. Fr. u. unter M. 4912 beiderst. Wied. Hoffe, Frankfurt a/M.

Jede Schrift wird schön. Probe gratis Brieflichen Unterricht **Ohne Vorherzahlung** Probefrist gratis **Buchführung etc.** Sichere Existenz **F. Simon, Abtheilung für briefl. Unterricht Berlin SW. 48**

Spezialarzt Dr. med. Meyer
Berlin, Leipzigerstrasse 91.
beist brieflich alle Arten Frauen- und Hautkrankheiten, Augenkrankheiten, selbst in den hartnäckigsten Fällen mit bestem Erfolg.

Galvanische Niederlichte von den in anderen Journalen „Heber Band und Meer“ und „Illustrirte Welt“ erschienenen Illustrationen werden zum Preise von 10 M. per Quadratcentimeter abgegeben.
Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Apoth. Rich. Brandt's Schweizerpillen

seit 10 Jahren von Professoren, prakt. Aerzten und dem Publikum als billiges, angenehmes, sicheres u. unschädliches Haus- u. Heilmittel angewandt und empfohlen. Erprobt von:

- | | |
|---|--|
| Prof. Dr. R. Virchow, Berlin, München (f), Reclam, Leipzig (f), v. Nussbaum, München, Hertz, Amsterdam, v. Korynski, Krakau, Brandt, Klausenburg, | Prof. Dr. v. Frerichs, Berlin (f), v. Scanzoni, Würzburg, C. Witt, Kopenhagen, Zdekauer, St. Petersburg, Dr. Soederström, Kusan, Lambi, Warschau, Forster, Birmingham, |
|---|--|



bei Störungen in den Unterleibsorganen, Leberleiden, Hämorrhoidalbeschwerden, trägem Stuhlgang, habitueller Stuhlverhaltung und daraus resultierenden Beschwerden, wie: Kopfschmerzen, Schwindel, Beklemmung, Atemnot, Appetitlosigkeit etc. Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen sind wegen ihrer milden Wirkung von Frauen gern genommen und den sehr wirksamen Salzen, Bitterstoffen, Tropfen, Mixturen etc. vorzuziehen.

Zum Schutze des kaufenden Publikums
Ist noch besonders darauf aufmerksam gemacht, dass sich Schweizerpillen mit äussere Ähnlichkeit verpackung im Verkehr befinden. Man überzeuge sich beim Kauf durch Abnahme der um die Schachtel gewickelten Gebrauchsanweisung, dass die Aufschrift die obenstehende Abbildung ein richtiges Kreuz in rotem Felde und den Namen RICH. BRANDT trägt. Auch ist noch besonders darauf aufmerksam gemacht, dass die Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen, welche in der Apotheke erhältlich sind, nur in Schachteln zu 1 (eine kleineren Schachteln) verkauft werden. — Die Gebrauchsanweisung liegt auf jeder Schachtel an.

Rheinwein

Weissen von 45 Pf. an | pro Liter bis zu den feinsten Lagen. Roten 70 | Richtiges Gebinde 25 Liter. Proben und Anweisung zum richtigen Abfüllen der Weine gratis und franco gegen Einlösung von 30 Pf. pro Probe für Glas und Packung.

Franz Hirsch, Weingutsbesitzer.
Hierheim a. Rh.

Musik-

In Glasflaschen à Mk. 1.50 und 2.50.
Bouillon-Extracte
Parum — für reines Krafttrinken: festes körbes
Wasser und zu Fleischbrühe u. Suppen. a. Wurstbrühe, Trüffel — feinste Saucebrühe.



Feine Suppenmehle
Ausgewaschen durch Wohlgeschmack, leichte Verdaulichkeit und Billigkeit.
In
Delicatess-, Drogen-, Colonialwaren-Geschäften.



Liefern die wohlgeschmeckendsten und kräftigsten Suppen.

Grosse Pracht-Bibel mit den Bildern von **Gustav Doré**. Zwei Foliobände. M. 105 bis M. 125. — **Ebers, Aegypten** in Bild und Wort. Zwei Foliobände. M. 115. — **Ebers, Cicerone** durch das alte und neue Aegypten. M. 13. — **Ebers und Guthe, Palästina** in Bild und Wort. Erste Ausgabe. Zwei Foliobände. M. 115. — **Ebers und Guthe, Palästina** in Bild und Wort. Zweite Ausgabe. Zwei Foliobände. M. 60. — **Ebers-Gallerie**. Grossfolio-Ausgabe in Mappe. M. 60. — **Ebers-Gallerie**. Kabinet-Ausgabe in Mappe. M. 20. — **König Ludwig-Album**. Grossfolio-Ausgabe in Mappe. M. 18. — **König Ludwig-Album**. Kabinet-Ausgabe in Mappe. M. 10. — **Pigthein-Panorama**. Holzschnitt-Folio-Ausgabe in Mappe. M. 8. — in Rolle M. 7. — **Pigthein-Panorama**. Photographie-Kabinet-Ausgabe in Mappe. M. 6. — **Goethe's Werke**. Fünf Bände. M. 60. — **Schiller's Werke**. Vier Bände. M. 48. — **Shakespeare's sämtliche Werke**. Vier Bände. M. 40. — **Schubert, Müllerlieder**. M. 18. — **Haupt's Märchen**. M. 12. — **Doré-Münchhausen**. Pracht-Ausgabe. M. 9. — **Doré-Münchhausen**. Neue Oktav-Ausgabe. M. 5. — **Giacomelli, Idylle** aus der Vogelwelt. M. 10. — **Meding**. Einundneunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg. M. 3.50. — **Königin Viktoria**, Tagebuchblätter aus den Hochlanden. M. 10. **Sämtlich in prächtigen Original-Einbänden.**